



Leseprobe

Brent Weeks

Am Rande der Schatten Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 704

Erscheinungstermin: 19. Juli 2010

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der heißersehnte zweite Roman der atemberaubend spannenden Trilogie.

Die Ausbildung zum Assassinen hat sich für den ehemaligen Gassenjungen Azoth als überaus schmerzhaft erwiesen, denn sein einstiger Lehrer Durzo Blint und sein bester Freund Logan sind den Machenschaften des Gottkönigs von Khalidor zum Opfer gefallen. So ist es kein Wunder, dass Azoth seiner Profession den Rücken gekehrt hat. Doch dann hört er das Gerücht, dass Logan noch am Leben sein soll und sich versteckt. Und so muss Azoth sich der Frage stellen, ob die Schatten einen jemals wieder loslassen, wenn man sich erst einmal in sie hineinbegeben hat ...

Alle Bände der Schatten-Trilogie

Band 1 - Der Weg in die Schatten

Band 2 - Am Rande der Schatten

Band 3 - Jenseits der Schatten



Autor

Brent Weeks

Brent Weeks wurde in Montana geboren und wuchs auch dort auf. Seine ersten Geschichten schrieb er auf Papierservietten und Stundenplänen. Doch tausende Manuskriptseiten später konnte er endlich seinen Brotjob kündigen und sich ganz darauf konzentrieren, was er wirklich machen wollte:

Brent Weeks
Am Rande der Schatten

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Night Angel Trilogy II. Shadow's Edge«
bei Orbit, Hachette Book Group USA, Inc., New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

11. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2010

bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Copyright © der Originalausgabe 2008 by Brent Weeks

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Kartenillustration: Jürgen Speh

Redaktion: Alexander Groß

Lektorat: Urban Hofstetter

Herstellung: Sabine Müller

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-26629-6

www.blanvalet.de

*Für Kristi, weil sie niemals zweifelte –
nicht einmal, als ich es tat.*

*Für Kevin, weil es die Aufgabe eines großen Bruders ist,
den kleinen Bruder abzubärten. Was du mich gelehrt hast,
habe ich gebraucht. (Aber seit der Sache mit dem Erdklumpen
war ich nie wieder ganz der Alte.)*

Momma K sagte: »Die Sache hat einen Haken. Das Opfer weiß Bescheid.«

»Woher?« Die Sa'kagé waren im Allgemeinen nicht so schlampig.

»Wir haben es ihm gesagt.«

Kylar rieb sich die Schläfen. Die Sa'kagé würden ein Opfer nur deshalb einweihen, damit sie nicht kompromittiert wurden, sollte der Anschlag scheitern. Das bedeutete, dass es sich bei dem Opfer nur um einen Mann handeln konnte: Cenarias Eroberer, Khalidors Gottkönig, Garoth Ursuul.

»Ich bin nur gekommen, um mein Geld zu holen«, erklärte Kylar. »Alle sicheren Häuser Durzos – all *meine* sicheren Häuser sind niedergebrannt. Ich brauche nur genug, um die Torwachen zu bestechen.« Er hatte ihr seit seiner Kindheit einen Teil seiner Löhne gegeben, damit sie das Geld investierte. Sie sollte reichlich haben für einige Bestechungen.

Momma K blätterte schweigend die Blätter Reispapier auf ihrem Schreibtisch durch und reichte Kylar eins davon. Zuerst machten ihn die Zahlen sprachlos. Er war an dem illegalen Import von Gras und einem halben Dutzend anderer süchtig machender Pflanzen beteiligt, hielt Anteile an einer Brauerei und mehreren Geschäften, besaß ein Rennpferd und Importwaren wie Seide und Edelsteine, die gesetzlich erlaubt waren, wenn man von der Tatsache absah, dass die Sa'kagé zwanzig Prozent für Bestechungen bezahlten, statt fünfzig Prozent Zollgebühren. Die schiere Menge an Informationen auf der Seite war sinnverwirrend. Bei der Hälfte der Einträge wusste er nicht, was sie bedeuteten.

»Ich besitze ein Haus?«, fragte Kylar.

»Du hast eins besessen«, antwortete Momma K. »In dieser Spalte ist vermerkt, wenn etwas bei den Bränden oder

Plünderungen verloren gegangen ist.« Das Zeichen stand bei allen Eintragungen, nur nicht bei jenen Expeditionen, die unterwegs waren, um Seide beziehungsweise Gras ins Land zu bringen. Beinahe alles, was er besessen hatte, war verloren gegangen. »Es wird Monate dauern, bis eine der beiden Expeditionen zurückkehrt, falls sie überhaupt zurückkehren. Wenn der Gottkönig weiter zivile Schiffe beschlagnahmt, werden sie gewiss nicht zurückkommen. Natürlich, wenn er tot wäre . . .«

Er konnte erkennen, worauf das hinauslief. »Hier steht, dass mein Anteil immer noch zehn- bis fünfzehntausend wert ist. Ich werde ihn Euch für tausend verkaufen. Das ist alles, was ich brauche.«

Sie beachtete ihn nicht. »Sie brauchen einen dritten Blutjungen, um sicherzustellen, dass es funktioniert. Fünfzigtausend Gunder für einen Mord, Kylar. Mit so viel Geld könntest du Elene und Uly überallhin bringen. Du hättest der Welt einen Dienst erwiesen, und du würdest nie wieder arbeiten müssen. Es ist nur ein letzter Auftrag.«

Er schwankte bloß einen Moment lang. »Es gibt immer einen letzten Auftrag. Ich bin fertig.«

»Es liegt an Elene, nicht wahr?«, fragte Momma K.

»Momma K, denkt Ihr, ein Mensch kann sich ändern?«

Sie sah ihn mit einer tiefen Traurigkeit an. »Nein. Und am Ende wird er jeden hassen, der das von ihm verlangt.«

Kylar stand auf und trat durch die Tür. Im Flur begegnete er Jarl. Jarl grinste, wie er es getan hatte, als sie auf den Straßen aufgewachsen waren und er nichts Gutes im Schilde geführt hatte. Jarl trug ein Gewand, das wohl der neuesten Mode entsprach, eine lange Jacke mit übertrieben breiten Schultern, gepaart mit einer schmal geschnittenen Hose, die in hohen Stiefeln steckte. Das Ganze wirkte vage khalidorisch. Das

Haar hatte er sich zu winzigen, kunstvollen Zöpfen geflochten, die mit goldenen Perlen bedeckt waren; die Perlen brachten seine schwarze Haut besonders gut zur Geltung.

»Ich habe den perfekten Auftrag für dich«, sagte Jarl mit gesenkter Stimme, aber ohne zu bereuen, dass er gelauscht hatte.

»Kein Mord?«, hakte Kylar nach.

»Nicht direkt.«

»Euer Heiligkeit, die Feiglinge stehen bereit, um ihre Schuld zu begleichen«, erklärte Vürdmeister Neph Dada, dessen Stimme sich über die Menge erhob. Er war ein alter Mann mit deutlich hervortretenden Adern und zahlreichen Leberflecken, gebeugt und nach Tod stinkend, den er mit Magie in Schach hielt. Sein Atem rasselte von der Anstrengung, nachdem er das Podest im großen Innenhof von Burg Cenaria erklommen hatte. Zwölf mit Knoten versehene Schnüre hingen über den Schultern seiner schwarzen Robe, Sinnbild für die zwölf Shu'ras, die er gemeistert hatte. Neph kniete mit einiger Mühe nieder und hielt dem Gottkönig eine Handvoll Stroh hin.

Gottkönig Garoth Ursuul stand auf dem Podest und musterte seine Truppen. Vorn und in der Mitte standen fast zweihundert Hochländer aus Graavar, hochgewachsene, blauäugige Wilde mit mächtigem Oberkörper, die ihr schwarzes Haar kurz und ihre Schnurrbärte lang trugen. Zu beiden Seiten standen die anderen Eliteeinheiten der Hochlandstämme, die die Burg erobert hatten. Hinter ihnen wartete der Rest der regulären Armee, die seit der Befreiung in Cenaria einmarschiert war.

Zu beiden Seiten der Burg erhob sich Nebel über dem Plith, glitt unter die rostigen Zähne des eisernen Fallgitters und ließ

die Menge frieren. Die Graavar waren in fünfzehn Gruppen von jeweils dreizehn Männern aufgeteilt worden, und sie allein hatten weder Waffen noch Rüstung noch Roben. Sie standen in ihren Hosen da, die bleichen Gesichter starr, aber statt an dem kühlen Herbstmorgen zu zittern, schwitzten sie.

Es gab niemals Unruhe, wenn der Gottkönig seine Truppen begutachtete, aber heute schmerzte das Schweigen, obwohl Tausende gekommen waren, um zuzuschauen. Garoth hatte so viele Soldaten wie möglich versammelt und den cenarischen Dienstboten, den Adligen und den kleinen Leuten ebenfalls gestattet zuzusehen. Meister in ihren schwarz-roten Halbumhängen standen Schulter an Schulter mit in Roben gewandeten Vürdmeistern, Soldaten, Kleinbauern, Fassbindern, Adligen, Feldarbeitern, Mägden, Seeleuten und cenarischen Spionen.

Der Gottkönig trug einen weiten, weißen Umhang mit Hermelinbesatz, um seine breiten Schultern gewaltig wirken zu lassen. Darunter befand sich eine ärmellose, weiße Robe über weiten, weißen Hosen. All das Weiß ließ seine bleiche khalidorische Haut geisterhaft erscheinen und lenkte die Aufmerksamkeit auf die Vir, die auf seiner Haut spielten. Schwarze Ranken der Macht stiegen an die Oberfläche seiner Arme. Große Knoten hoben und senkten sich, Knoten, umrahmt von Dornen, die sich nicht nur hin und her bewegten, sondern auch in Wellen von oben und unten aufstiegen und sich aus seiner Haut drückten. Die Vir beschränkten sich nicht auf seine Arme. Sie erhoben sich, um sein Gesicht einzurahmen. Sie erhoben sich zu seinem kahlen Schädel und durchdrangen die Haut, sodass sie eine dornige, bebende, schwarze Krone bildeten. Blut rann an den Seiten seines Gesichts hinab.

Für viele Cenarier war es das erste Mal, dass sie den Gottkönig sahen. Ihre Münder standen vor Staunen weit offen. Sie schauderten, als sein Blick über sie hinwegglitt. Es war genauso, wie er es beabsichtigt hatte.

Schließlich wählte Garoth einen der Strohhalme von Neph Dada und brach ihn entzwei. Eine Hälfte warf er weg und griff dann nach zwölf unversehrten Halmen. »So soll Khali sprechen«, sagte er, seine Stimme kraftvoll vor Macht.

Er bedeutete den Graavar, auf das Podest zu steigen. Während der Befreiung hatten sie den Befehl gehabt, diesen Innenhof zu sichern, damit die cenarischen Edelleute nicht entkommen und später ermordet werden konnten. Stattdessen waren die Hochländer in die Flucht geschlagen worden, und Terah Graesin und ihre Edelleute waren geflohen. Dies war inakzeptabel, unerklärlich und untypisch für die grimmigen Graavar. Garoth verstand nicht, was Männer dazu brachte, an einem Tag zu kämpfen und am nächsten zu fliehen.

Was er jedoch verstand, war Scham. Während der vergangenen Woche hatten die Graavar Ställe ausgemistet, Nachttöpfe geleert und Böden geschrubbt. Es war ihnen nicht gestattet worden zu schlafen, stattdessen hatten sie die Nächte damit verbracht, die Rüstungen und Waffen Höhergestellter zu polieren. Heute würden sie ihre Schuld sühnen, und während des nächsten Jahres würden sie erpicht darauf sein, ihre Heldenhaftigkeit zu beweisen. Als er sich zusammen mit Neph der ersten Gruppe näherte, zog er die Vir aus seinen Händen zurück. Wenn die Männer ihre Strohhalme zogen, durften sie es nicht für das Wirken von Magie halten oder für das Wohlwollen des Gottkönigs, das den einen verschonte und den anderen verdamnte. Stattdessen war es schlichtes Schicksal, die unausweichliche Konsequenz ihrer eigenen Feigheit.

Garoth hob die Hände, und alle Khalidori beteten einstimmig: »*Khali vas, Khalivos ras en me, Khali mevirtu rapt, recu virtum defite.*«

Während die Worte verklangen, trat der erste Soldat vor. Er war noch keine sechzehn und auf seiner Lippe nur der Hauch eines Schnurrbarts. Er schien am Rand eines Zusammenbruchs zu stehen, während sein Blick von dem eisigen Gesicht des Gottkönigs zu den Strohhalmen flackerte. Auf seiner nackten Brust leuchtete Schweiß im heller werdenden Licht des Morgens, und seine Muskeln zuckten. Er zog einen Strohalm. Er war lang.

Die Hälfte der Anspannung wich aus seinem Körper, aber nur die Hälfte. Der junge Mann neben ihm, der ihm so ähnlich sah, dass es sich um seinen älteren Bruder handeln musste, befeuchtete sich die Lippen und griff nach einem Strohalm. Er war kurz.

Die fast Übelkeit erregende Erleichterung des Rests der Gruppe war mit Händen greifbar, und die vielen tausend Zuschauer, die den kurzen Strohalm unmöglich sehen konnten, wussten aufgrund dieser Reaktion, dass er gezogen worden war. Der Mann, der den kurzen Strohalm in der Hand hielt, sah seinen kleinen Bruder an. Der jüngere Mann schaute ihm nicht ins Gesicht. Der Verurteilte richtete einen ungläubigen Blick auf den Gottkönig und reichte ihm den kurzen Strohalm.

Garoth trat zurück. »*Khali hat gesprochen*«, erklärte er. Die Menge sog beinahe gleichzeitig die Luft ein, und er nickte der Gruppe zu.

Sie schlossen sich um den jungen Mann, jeder Einzelne von ihnen – selbst sein Bruder –, und begannen auf ihn einzuschlagen.

Es wäre schneller gegangen, hätte Garoth der Gruppe gestattet, Panzerhandschuhe zu tragen oder das stumpfe Ende von Speeren oder die Flachseite von Klingen zu benutzen, aber er hielt es für besser so. Wenn das Blut zu fließen begann und aus dem Fleisch spritzte, während auf den Verurteilten eingedroschen wurde, sollte es nicht von der Kleidung der übrigen Männer abgefangen werden. Sie sollten es auf der Haut spüren. Sie sollten die Wärme des Blutes dieses Jungen spüren, während er starb. Sie sollten den Preis für Feigheit erfahren. Khalidori flohen nicht.

Die Gruppe griff mit beträchtlichem Elan an. Der Kreis schloss sich, und Schreie wurden laut. Es hatte etwas Intimes, wie nacktes Fleisch auf nacktes Fleisch drosch. Der junge Mann verschwand, und alles, was noch zu sehen war, waren Ellbogen, die sich erhoben und mit jedem Hieb verschwanden, und Füße, die zu neuen Tritten zurückgezogen wurden. Und Augenblicke später Blut. Mit dem kurzen Strohalm war der junge Mann zu ihrer Schwäche geworden. Es war Khalis Erlass. Er war nicht länger Bruder oder Freund, er war alles, was sie falsch gemacht hatten.

Binnen zwei Minuten war der junge Mann tot.

Die Gruppe formierte sich neu, blutbespritzt und schwer atmend vor Anstrengung und Erregung. Sie betrachteten den Leichnam zu ihren Füßen nicht. Garoth musterte sie der Reihe nach, schaute jedem Einzelnen von ihnen in die Augen und ließ seinen Blick auf dem Bruder verweilen. Dann trat er vor den Leichnam und streckte eine Hand aus. Die Vir lugten aus seinem Handgelenk hervor und dehnten sich aus, krallenartig und zerklüftet, und umfassten den Kopf des Leichnams. Dann zuckten die Krallen, und der Kopf knackte, ein Geräusch, das Dutzenden von Cenariern Brechreiz verursachte.

»Euer Opfer ist akzeptiert worden. Dadurch seid ihr gereinigt«, verkündete er und salutierte ihnen.

Sie erwiderten seinen Salut voller Stolz und nahmen ihre Plätze im hinteren Teil der Formation auf dem Innenhof ein, während der Leichnam weggeschleift wurde.

Er deutete auf die nächste Gruppe. Die nächsten vierzehn Wiederholungen würden nichts Neues bringen. Obwohl jede einzelne Gruppe noch immer voller Anspannung war – selbst diejenigen, die fertig waren, würden Freunde und Verwandte in anderen Gruppen verlieren –, erlosch Garoths Interesse. »Neph, erzählt mir, was Ihr über diesen Mann erfahren habt, diesen *Nachtengel*, der meinen Sohn getötet hat.«

Burg Cenaria gehörte nicht unbedingt zu den Orten, zu denen es Kylar besonders hinzog. Er war als Gerber getarnt, mit einem schmutzigen, wollenen Handwerkerkittel, die Hände und Arme bis zu den Ellbogen mit Farbe befleckt, und hatte sich mit einigen Tropfen des speziellen Parfüms benetzt, das Durzo Blint, sein toter Meister, entwickelt hatte. Er stank nur eine Spur weniger, als ein echter Gerber gestunken hätte. Durzo hatte stets Tarnungen als Gerber, Schweinebauer oder Bettler und dergleichen bevorzugt – Typen eben, die zu übersehen respektable Leute ihr Bestes gaben, weil sie nicht umhinkonnten, sie zu riechen. Das Parfüm wurde nur auf die äußeren Kleidungsstücke aufgetragen, die man, sollte es notwendig werden, abstreifen konnte. Ein Teil des Gestanks würde ihm trotzdem anhaften, aber jede Tarnung hatte ihre Nachteile. Die Kunst bestand darin, die Nachteile dem Auftrag anzupassen.

Die Ostbrücke oder, wie sie eigentlich hieß, Östliche Königsbrücke, war während des Kampfes um Burg Cenaria

abgebrannt, und obwohl die Meister sie größtenteils wieder instand gesetzt hatten, war sie immer noch gesperrt. Daher musste Kylar vom Westufer des Flusses aus über die Westbrücke oder Westliche Königsbrücke gehen, um zu der auf einer Insel im Plith gelegenen Burg zu gelangen. Die khalidorischen Wachen würdigten ihn kaum eines Blickes, als er vorbeiging. Es schien, als sei die Aufmerksamkeit aller – selbst der Meister – auf ein Podest in der Mitte des Burghofs und auf eine Gruppe von Hochländern gerichtet, die barbrüstig in der Kälte standen. Kylar ignorierte die Gruppe auf dem Podest, während er nach möglichen Bedrohungen Ausschau hielt. Er war sich immer noch nicht sicher, ob Meister seine magische Begabung wahrnehmen konnten, obwohl er vermutete, dass sie es nicht konnten, solange er seine Magie nicht benutzte. Ihre Fähigkeiten schienen mehr als die der Magi an den Geruch gebunden zu sein – was der Hauptgrund dafür war, dass er als Gerber gekommen war. Wenn ein Meister ihm nahe kam, konnte Kylar nur hoffen, dass weltliche Gerüche die magischen überlagerten.

Vier Wachen standen an jeder Seite des Tores, sechs auf jedem Teilstück der diamantförmigen Burgmauer und vielleicht tausend in Formation auf dem Hof, zusätzlich zu den etwa zweihundert Graavar-Hochländern. In der mehrere tausend Menschen umfassenden Menge hatten in regelmäßigen Abständen fünfzig Meister Aufstellung genommen. In der Mitte des Ganzen befanden sich auf dem Podest eine Anzahl ceranischer Adliger, mehrere verstümmelte Leichen und Gottkönig Garoth Ursuul selbst, der mit einem Vürdmeister sprach. Es war lächerlich, aber selbst angesichts der Anzahl von Soldaten und Meistern hier war dies wahrscheinlich die beste Chance, die ein Blutjunge haben konnte, um den Mann zu töten.

Aber Kylar war nicht hier, um zu töten. Er war hier, um wegen des seltsamsten Auftrags, den er je angenommen hatte, einen Mann in Augenschein zu nehmen. Er suchte in der Menge nach dem Mann, von dem Jarl ihm erzählt hatte, und fand ihn sehr bald. Baron Kirof war ein Vasall der Gyres gewesen. Da sein Lord tot war und seine Ländereien nahe der Stadt lagen, war er einer der ersten cenarischen Edelleute gewesen, die das Knie vor Garoth Ursuul gebeugt hatten. Er war ein fetter Mann mit rotem Bart, den er im Stil der Khalidori aus dem Tiefland kantig geschnitten hatte, großer, gebogener Nase, schwachem Kinn und dicken, buschigen Augenbrauen.

Kylar ging näher heran. Baron Kirof schwitzte und wischte sich die Hände an seiner Robe ab, während er sich nervös mit den khalidorischen Edelleuten unterhielt, mit denen er zusammen dastand. Kylar schob sich gerade um einen hochgewachsenen, stinkenden Schmied herum, als der Mann ihm plötzlich einen Ellbogen in die Magengrube rammte.

Der Schlag trieb alle Luft aus Kylars Lunge, und noch während er sich vorbeugte, erschien in seiner Hand der Ka'kari und formte einen Dolch.

»Wenn du einen besseren Blick haben willst, komm gefälligst frühzeitig, wie wir anderen es getan haben«, sagte der Schmied. Er verschränkte die Arme vor der Brust und schob seine Ärmel hoch, um gewaltige Muskeln zu zeigen.

Mit einiger Mühe zwang Kylar den Ka'kari zurück in seine Haut und entschuldigte sich mit niedergeschlagenen Augen. Der Schmied lachte höhnisch und wandte sich um, um weiter den Spaß zu beobachten.

Kylar begnügte sich mit dem, was er von seinem Platz aus sehen konnte. Baron Kirof. Der Gottkönig hatte etwa die

Hälfte der Hochländereinheiten abgearbeitet, und Buchmacher der Sa'kagé nahmen bereits Wetten darauf an, welcher Mann aus jeder der noch verbliebenen dreizehnköpfigen Gruppen sterben würde. Die khalidorischen Soldaten bemerkten es. Kylar fragte sich, wie viele Cenarier wegen der Herzlosigkeit der Buchmacher sterben würden, wenn die khalidorischen Soldaten heute Nacht durch die Stadt streiften, in Trauer um ihre Toten und voller Zorn darüber, dass die Sa'kagé alles besudelten, was sie berührten.

Ich muss raus aus dieser verdammten Stadt.

Die nächste Gruppe musste bis zum zehnten Mann warten, ohne dass der kurze Strohalm gezogen wurde. Es lohnte sich beinahe, dem Geschehen Beachtung zu schenken, da die sichtbare Verzweiflung der Männer wuchs, während jeder ihrer Nachbarn verschont blieb und ihre eigenen Chancen schlechter wurden. Der elfte Mann, um die vierzig und sehnig, zog den kurzen Strohalm. Er kaute an den Enden seines Schnurrbarts, während er dem Gottkönig den Strohalm zurückgab, zeigte ansonsten jedoch keine Regung.

Neph schaute zu Herzogin Jadwin und ihrem Gemahl hinüber, die auf dem Podest saßen. »Ich habe den Thronsaal untersucht, und ich bin auf etwas gestoßen, das mir noch nie zuvor untergekommen ist. Die ganze Burg riecht nach der Magie, die so viele unserer Meister getötet hat. Aber einige Stellen im Thronsaal ... tun das einfach nicht. Es ist, als sei ein Feuer im Haus, aber wenn man einen bestimmten Raum betritt, riecht es dort nicht nach Rauch.«

Blutspritzer flogen jetzt durch die Luft, und Garoth war einigermaßen sicher, dass der Mann tot sein musste, aber die Gruppe schlug immer weiter und weiter und weiter zu.

»Das passt nicht zu dem, was wir über den silbernen Ka'kari wissen«, sagte Garoth.

»Nein, Euer Heiligkeit. Ich denke, es gibt einen siebten Ka'kari, einen geheimen Ka'kari. Ich denke, er kehrt Magie um, und ich denke, dass dieser Nachtengel ihn hat.«

Garoth dachte darüber nach, während die Ränge sich neu formierten und eine Leiche zwischen ihnen lag. Das Gesicht des Mannes war vollkommen zerstört. Es war eine beeindruckende Arbeit. Die Gruppe hatte sich entweder besonders ins Zeug gelegt, um ihre Hingabe zu beweisen, oder die Männer hatten den armen Bastard nicht gemocht. Garoth nickte erfreut. Er streckte die Virkrallen wieder aus und zerquetschte den Kopf des Toten. »Euer Opfer ist akzeptiert worden. Dadurch seid Ihr gereinigt.«

Zwei seiner Leibwachen schafften den Leichnam an den Rand des Podests. Die Leichen lagen dort in ihrem Blut aufgestapelt, sodass die Cenarier, wenn sie schon nicht das Sterben eines jeden einzelnen Mannes beobachten konnten, doch zumindest das Ergebnis der Bestrafung zu Gesicht bekamen.

Als die nächste Gruppe begann, fragte Garoth: »Ein Ka'kari, der siebenhundert Jahre lang versteckt war? Welche Meisterschaft verleiht er? Das Verborgensein? Was bedeutet das für mich?«

»Euer Heiligkeit, mit einem solchen Ka'kari könntet Ihr oder Euer Beauftragter ins Herz der Chantry spazieren und Euch jeden Schatz nehmen, den sie dort haben. Ungesehen. Es wäre möglich, dass Euer Beauftragter selbst Ezras Wald betreten und Artefakte für Euch holen könnte, die dort seit siebenhundert Jahren liegen. Dann gäbe es keinen Grund mehr für Armeen oder vorsichtiges Vorgehen. Auf einen Streich könntet Ihr ganz Midcyru an der Kehle packen.«

Mein Beauftragter. Zweifellos würde Neph sich mutig erbie-
ten, die gefährliche Aufgabe selbst zu übernehmen. Trotzdem,
der bloße Gedanke an einen solchen Ka'kari beschäftigte
Garoth während des Sterbens eines weiteren Halbwüchsigen,
zweier Männer im besten Alter und eines erfahrenen Vete-
ranen, der einen der höchsten Verdienstorden trug, die der
Gottkönig verlieh. Einzig dieser Mann hatte so etwas wie Ver-
rat in den Augen.

»Geht der Sache nach«, sagte Garoth. Er fragte sich, ob
Khali von diesem siebten Ka'kari wusste. Er fragte sich, ob
Dorian davon wusste. Dorian, sein erster anerkannter Sohn,
Dorian, der sein Erbe gewesen wäre, Dorian der Prophet,
Dorian der Verräter. Dorian war hier gewesen, dessen war sich
Garoth gewiss. Einzig Dorian konnte Curoch mitgebracht
haben, Jorsin Alkestes' mächtiges Schwert. Irgendein Magus
war für einen einzigen Augenblick mit Curoch erschienen und
hatte fünfzig Meister und drei Vürdmeister ausgelöscht, bevor
er verschwunden war. Neph wartete offensichtlich darauf,
dass Garoth ihn deswegen befragen würde, aber Garoth hatte
die Suche nach Curoch aufgegeben. Dorian war kein Narr. Er
hätte Curoch nicht hergebracht, wenn er gedacht hätte, dass
er ihn vielleicht verlieren würde. Wie überlistete man einen
Menschen, der in die Zukunft schauen konnte?

Der Gottkönig blinzelte, während er einen weiteren Kopf
zerquetschte. Wann immer er das tat, bekam er Blut auf seine
schneeweiße Kleidung. Es geschah mit Absicht – war aber
dennoch ärgerlich, und es war nichts Würdevolles daran, wenn
einem Blut in die Augen spritzte. »Euer Opfer ist akzeptiert
worden«, erklärte er den Männern. »Dadurch seid Ihr gerei-
nigt.« Er trat an den vorderen Rand des Podests, während
die Gruppe ihren Platz hinten auf dem Paradefeld einnahm.

Während der ganzen Angelegenheit hatte er sich nicht zu den Cenariern umgedreht, die hinter ihm auf dem Podest saßen. Jetzt tat er es.

Die Vir erwachten zum Leben, als er sich umwandte. Schwarze Ranken krochen sein Gesicht hinauf, glitten über seine Arme, durch seine Beine und kamen sogar aus seinen Pupillen heraus. Er ließ ihnen einen Augenblick Zeit, das Licht in sich aufzusaugen, sodass der Gottkönig ein unnatürlicher Flecken Dunkelheit im aufkommenden Morgenlicht zu sein schien. Dann machte er dem ein Ende. Er wollte, dass die Edelleute ihn sahen.

Da war nicht ein Auge, das nicht riesig gewesen wäre. Es waren nicht ausschließlich die Vir oder Garoths angeborene Würde, die sie sprachlos machten. Es waren die Leichen, die links und rechts von ihm und hinter ihm aufgestapelt waren wie Holzscheite und ihn umrahmten wie ein Gemälde. Es war die mit Blut und Hirnmasse bespritzte weiße Kleidung, die er trug. Er war ehrfurchtgebietend in seiner Macht und schrecklich in seiner Erhabenheit. Falls sie überlebte, würde er Herzogin Trudana Jadwin die Szene vielleicht malen lassen.

Der Gottkönig betrachtete die Edelleute, und die Edelleute auf dem Podest betrachteten den Gottkönig. Er fragte sich, ob einige von ihnen schon ihre eigene Zahl ermittelt hatten: dreizehn.

Er streckte seine Hand voller Strohhalme den Edelleuten entgegen. »Kommt«, forderte er sie auf. »Khali wird Euch reinigen.« Diesmal hatte er nicht die Absicht, vom Schicksal entscheiden zu lassen, wer sterben würde.

Kommandant Gher sah den Gottkönig an. »Euer Heiligkeit, da muss ein ...« Er brach ab. Gottkönige machten keine Fehler. Alle Farbe wich aus Ghers Gesicht. Er zog einen lan-

gen Strohalm. Es verstrichen einige Augenblicke, bevor ihm in den Sinn kam, dass er nicht allzu erleichtert wirken sollte.

Die meisten der Übrigen waren Edelleute von geringem Stand – die Männer und Frauen, die dafür gesorgt hatten, dass die Regierung des verstorbenen Königs Aleine Gunder IX. funktioniert hatte. Es war so leicht gewesen, sie zu stürzen. Erpressung konnte so einfach sein. Aber es brachte Garoth nichts ein, diese Tagelöhner zu töten, selbst wenn sie ihn enttäuscht hatten.

Dies führte ihn zu einer schwitzenden Trudana Jadwin. Sie war die Zwölfte in der Reihe, und ihr Gemahl war der Letzte.

Garoth hielt inne. Er ließ die beiden einander ansehen. Sie wussten, allen Zuschauern war klar, dass einer von ihnen sterben würde, und es hing alles von dem Strohalm ab, den Trudana zog. Der Herzog schluckte krampfhaft. Garoth sagte: »Von allen Edelleuten hier seid Ihr, Herzog Jadwin, derjenige, der nie in meinen Diensten stand. Also habt Ihr mich offenkundig nicht enttäuscht. Eure Gemahlin dagegen hat es getan.«

»Was?«, fragte der Herzog und sah Trudana an.

»Wusstet Ihr nicht, dass sie Euch mit dem Prinzen betrogen hat? Sie hat ihn auf meinen Befehl hin ermordet«, erklärte Garoth.

Es hatte etwas sehr Schönes, inmitten von etwas zu stehen, das eigentlich ein zutiefst privater Augenblick hätte sein sollen. Das vor Furcht bleiche Gesicht des Herzogs wurde grau. Er war offensichtlich noch weniger scharfsinnig gewesen als die meisten gehörnten Gatten. Garoth konnte sehen, wie die Erkenntnis den armen Mann ansprang. Jeder dumpfe Verdacht, den er jemals beiseitegewischt hatte, jede schlechte Ausrede, die er je gehört hatte, stürzten auf ihn ein.

Faszinierenderweise wirkte Trudana Jadwin erschüttert. Ihre Miene war nicht so selbstgerecht, wie Garoth erwartet hatte. Er hatte gedacht, dass sie den Finger ausstrecken und ihrem Gemahl sagen würde, warum dies sein Fehler gewesen war. Stattdessen sprachen ihre Augen von reiner Schuld. Garoth konnte nur vermuten, dass der Herzog ein anständiger Gemahl gewesen war, und sie es wusste. Sie hatte ihn betrogen, weil sie es hatte tun wollen, und jetzt stürzten zwei Jahrzehnte der Lügen in sich zusammen.

»Trudana«, sagte der Gottkönig, bevor einer der beiden etwas erwidern konnte, »Ihr habt mir gute Dienste geleistet, aber Ihr hättet mir noch bessere leisten können. Also ist hier Euer Lohn und Eure Strafe.« Er hielt ihr die Strohhalme hin. »Der kurze Strohalm ist der linke.«

Sie blickte in Garoths von Vir verdunkelte Augen, dann auf die Strohhalme und schließlich in die Augen ihres Gemahls. Es war ein unsterblicher Moment. Garoth wusste, dass der klagende Ausdruck in den Augen des Herzogs Trudana verfolgen würde, solange sie lebte. Der Gottkönig hatte keinen Zweifel daran, wie sie sich entscheiden würde, aber offensichtlich hielt Trudana sich der Selbstaufopferung für fähig.

Sie wappnete sich, streckte die Hand nach dem kurzen Strohalm aus und hielt dann inne. Sie sah ihren Mann an, sah weg und zog schließlich den langen Strohalm für sich selbst.

Der Herzog heulte auf. Es war zauberhaft. Das Geräusch durchstach jedes cendarische Herz im Hof. Es schien genau die richtige Tonhöhe zu haben, um die Botschaft des Gottkönigs zu verbreiten: Dies könntest du sein.

Während die Edelleute, darunter auch Trudana, den Herzog mit Tod im Herzen umringten – jeder Einzelne von ihnen fühlte sich verdammt für seine Teilnahme, nahm jedoch den-

noch teil –, wandte der Herzog sich an seine Gemahlin. »Ich liebe dich, Trudana«, sagte er. »Ich habe dich immer geliebt.« Dann zog er sich den Umhang übers Gesicht und verschwand im Hämmern von Fleisch auf Fleisch.

Der Gottkönig konnte nur lächeln.

Während Trudana mit ihrer Entscheidung zögerte, dachte Kylar, dass dies, hätte er Momma Ks Auftrag angenommen, der perfekte Augenblick gewesen wäre, um zuzuschlagen. Aller Augen ruhten auf dem Podest.

Kylar hatte sich Baron Kirof zugewandt und studierte, wie Schock und Entsetzen sich auf dessen Gesicht abzeichneten. Dann bemerkte er, dass nur noch fünf Wachen auf der Mauer hinter dem Baron standen. Er zählte schnell noch einmal durch: sechs, aber eine von ihnen hielt einen Bogen und eine Handvoll Pfeile in der Bogenhand.

Ein lautes Krachen erklang in der Mitte des Hofes, und Kylar konnte sehen, wie der hintere Teil des provisorischen Podests absplitterte und fiel. Etwas, das sprühende Farben aufblitzen ließ, flog in die Luft. Während alle anderen sich dem Geschehen zuwandten, wandte Kylar sich davon ab. Die Glitzerbombe explodierte mit einer kleinen Erschütterung und einem enormen, weißen Blitz. Während Hunderte von Zivilisten und Soldaten gleichermaßen geblendet aufschrien, sah Kylar den sechsten Soldaten auf der Mauer einen Pfeil anlegen. Es war Jonus Severing, ein Blutjunge, der sich fünfzig von ihm ausgeführter Morde rühmen konnte. Ein Pfeil mit goldener Spitze schoss auf den Gottkönig zu.

Der Gottkönig hatte sich die Hände auf die Augen gepresst, aber Schilde wie Blasen blühten bereits um ihn herum auf. Der Pfeil traf den äußersten Schild, blieb stecken und ging

in Flammen auf, als der Schild zerplatzte. Ein weiterer Pfeil war bereits unterwegs, und er durchdrang den zersplitternden äußeren Schild und traf einen, der dem Gottkönig näher war. Der nächste Schild zersprang und der nächste, während Jonus Severing mit erstaunlicher Geschwindigkeit schoss. Er benutzte seine Magie, um seine Ersatzpfeile in der Luft zu halten, sodass der nächste Pfeil bereits in seine Fingerspitzen glitt, sobald er einen Schuss abgegeben hatte. Die Schilde brachen schneller, als der Gottkönig sie neu bilden konnte.

Die Menschen schrien blind durcheinander. Die fünfzig Meister auf dem Hof rissen Schilde um sich selbst hoch und stießen alle in ihrer Nähe von den Füßen.

Der Blutjunge, der sich unter dem Podest versteckt hatte, sprang auf der blinden Seite des Gottkönigs auf das Gerüst. Er zögerte, während einige Zoll von der Haut des Gottkönigs entfernt ein letzter, schwankender Schild erblühte, und Kylar sah, dass er überhaupt kein Blutjunge war. Es war ein Kind von vielleicht vierzehn Jahren, Jonus Severings Lehrling. Der Junge war so auf den Gottkönig konzentriert, dass er sich nicht geduckt hielt, nicht in Bewegung blieb. Kylar hörte das Sirren einer Bogensehne in der Nähe und sah den Jungen stürzen, noch während der letzte Schild des Gottkönigs zerplatzte.

Die Menschen stürmten auf die Tore zu und trampelten ihre Nachbarn nieder. Mehrere der Meister, noch immer blind und von Panik erfüllt, schleuderten wahllos grüne Wurfgeschosse in die Menge und auf die Soldaten um sie herum. Einer der Leibwächter des Gottkönigs versuchte, den Gottkönig niederzuwerfen, um ihn zu schützen. Benommen deutete der Gottkönig den Schritt des Mannes fehl, und eine Explosion von Vir schleuderte den riesigen Hochländer durch die Edelleute auf dem Podest.

in der Stadt schadlos überstanden. Kylar erreichte das schwer bewachte vordere Tor, und die Wachen öffneten ihm wortlos. Er hatte nur innegehalten, um seine Gerbertarnung abzustreifen und sich mit Alkohol zu schrubben, um den Geruch loszuwerden, und war sich sicher, dass er vor der Herzogin eingetroffen war. Aber die Kunde vom Tod des Herzogs war ihm vorausgeeilt. Die Wachen hatten sich schwarze Stoffstreifen um die Arme gebunden. »Ist es wahr?«, fragte einer von ihnen.

Kylar nickte und ging zu der Hütte hinter dem Herrenhaus, wo die Cromwylls lebten. Elene war das letzte Waisenkind gewesen, das die Cromwylls aufgenommen hatten, und all ihre Geschwister hatten sich anderen Gewerben zugewandt oder taten Dienst in anderen Häusern. Einzig ihre Ziehmutter diente noch bei den Jadwins. Seit dem Staatsstreich lebten Kylar, Elene und Uly hier. Da Kylars sichere Häuser niedergebrannt oder unzugänglich waren, war das die einzige Möglichkeit. Kylar wurde für tot gehalten, daher wollte er in keinem der sicheren Häuser der Sa'kagé wohnen, wo man ihn möglicherweise erkannte. Außerdem platzte jedes sichere Haus aus allen Nähten. Wegen der umherstreichenden Banden von Khalidori fühlte sich auf den Straßen niemand mehr sicher.

Es war niemand in der Hütte, daher ging Kylar in die Küche des Herrenhauses. Die elfjährige Uly stand auf einem Hocker, beugte sich über einen Zuber mit Seifenwasser und schrubbte Töpfe. Kylar stürmte hinein, klemmte sie sich unter den Arm und wirbelte sie herum, bis sie juchzte, dann stellte er sie wieder auf den Hocker. Er warf ihr einen wilden Blick zu. »Du hast Elene vor Schwierigkeiten bewahrt, wie ich es dir aufgetragen habe?«, fragte er das kleine Mädchen.

Uly seufzte. »Ich habe es versucht, aber ich denke, sie ist ein hoffnungsloser Fall.«

Kylar lachte, und sie lachte ebenfalls. Uly war von Dienstboten auf Burg Cenaria großgezogen worden, und man hatte sie zu ihrem eigenen Schutz glauben lassen, sie sei eine Waise. In Wahrheit war sie die Tochter von Momma K und Durzo Blint. Durzo hatte erst in den letzten Tagen seines Lebens von ihr erfahren, und Kylar hatte ihm versprochen, sich um das Mädchen zu kümmern. Nach der anfänglichen Peinlichkeit, ihr erklären zu müssen, dass er nicht ihr Vater sei, hatten die Dinge sich besser entwickelt, als Kylar hatte erwarten können.

»Hoffnungslos? Ich werde dir hoffnungslos zeigen«, erklang eine Stimme. Elene trug einen riesigen Kessel, an dessen Seiten die Reste des gestrigen Eintopfs festgebacken waren, und stellte ihn neben Ulys Geschirrstapel.

Uly stöhnte, und Elene kicherte boshaft. Kylar staunte darüber, wie sehr sie sich in nur einer Woche verändert hatte. Oder vielleicht sah er sie auch lediglich auf andere Weise. Elene hatte noch immer die wulstigen Narben, die Ratte ihr als Kind zugefügt hatte: ein X über ihren vollen Lippen, ein weiteres auf ihrer Wange und eine Mondsichel, die sich von ihrer Augenbraue bis zum Mundwinkel erstreckte. Aber Kylar bemerkte sie kaum. Jetzt sah er strahlende Haut, Augen, in denen Intelligenz und Glück leuchteten, und ihr schiefes Grinsen, das nicht wegen einer Narbe schief war, sondern wegen irgendeines Unfugs, den sie plante. Und wie eine Frau in bescheidenen Wollgewändern und einer Dienstbotenschürze so gut aussehen konnte, war eins der größten Rätsel des Universum.

Elene nahm eine Schürze vom Haken und musterte Kylar mit einem räuberischen Glanz in den Augen. »Oh nein. Nicht ich«, sagte Kylar.

Sie streifte ihm die Schürze über den Kopf und zog ihn langsam und verführerisch an sich. Sie schaute auf seine Lippen, und er konnte nicht anders, er starrte ihre an, während sie sie mit der Zunge befeuchtete. »Ich denke«, erwiderte sie mit leiser Stimme, während sie die Hände über seine Hüften gleiten ließ, »das ...«

Uly hüstelte laut, aber keiner der beiden nahm Notiz von ihr.

Elene zog ihn enger an sich, wobei sie ihm die Hände ins Kreuz legte und ihm den Mund entgegenreckte. Ihr süßer Duft drang an seine Nase. »... das ist viel besser.« Sie verknotete die Schürze hinter seinem Rücken, ließ ihn abrupt los und trat außer Reichweite. »Jetzt kannst du mir helfen. Willst du die Kartoffeln schneiden oder die Zwiebeln?« Sie und Uly lachten über die Entrüstung, die sich deutlich auf seinem Gesicht abzeichnete.

Kylar machte einen Satz nach vorn, und Elene versuchte, ihm auszuweichen, aber er benutzte seine Magie, um sie zu packen. Er hatte während der letzten Woche geübt, und obwohl er seine Reichweite nur um etwa einen Schritt ausdehnen konnte, war das diesmal genug. Er zog Elene an sich und küsste sie. Sie tat kaum so, als wehre sie sich, bevor sie seinen Kuss mit der gleichen Inbrunst erwiderte. Einen Moment lang zog sich die Welt auf die Weichheit von Elenes Lippen zusammen und auf das Gefühl ihres Körpers dicht an seinem.

Irgendwo begann Uly lautstark zu würgen. Kylar streckte die Hand aus und spritzte Spülwasser in Richtung der Quelle seines Ärgers. Das Würgen verwandelte sich abrupt in ein Aufheulen. Elene löste sich von ihm und hielt sich den Mund zu, um nicht zu lachen.

Kylar war es gelungen, Ulys Gesicht vollkommen zu durchnässen. Sie hob die Hand und spritzte ihrerseits Wasser in seine Richtung, und er ließ sich davon treffen. Er zerzauste ihr das nasse Haar auf eine Weise, von der er wusste, dass sie ihr nicht gefiel, und sagte: »Also schön, Knirps, das hatte ich verdient. Jetzt schließen wir Waffenstillstand. Wo sind diese Kartoffeln?«

Sie fügten sich nahtlos in die unbefangene Routine der Küchenarbeit. Elene fragte ihn, was er gesehen und erfahren habe, und obwohl er ständig auf der Hut vor Lauschern war, erzählte er ihr, dass er den Baron beobachtet und hilflos den Mordversuch mitverfolgt habe. Ein solcher Austausch war vielleicht das Langweiligste, was ein Paar tun konnte, aber Kylar war sein Leben lang der langweilige Luxus einer alltäglichen Liebe verwehrt gewesen. Kleine Dinge miteinander zu teilen, einfach einer Person, die Anteil nahm, die Wahrheit zu erzählen, war etwas unvorstellbar Kostbares. Ein Blutjunge, so hatte Durzo Kylar gelehrt, musste imstande sein, sich von einem Augenblick auf den anderen von allem zu lösen. Ein Blutjunge ist immer allein.

Also war dieser Moment, diese Gemeinschaft der Grund, warum Kylar mit dem Weg der Schatten fertig war. Er hatte mehr als die Hälfte seines Lebens darauf verwandt, unermüdlich zu trainieren, um der perfekte Mörder zu werden. Er wollte niemanden mehr ermorden.

»Sie brauchten einen dritten Mann für den Auftrag«, sagte Kylar. »Als Späher und Verstärkung. Wir hätten es schaffen können. Sie hatten den Zeitpunkt wirklich gut gewählt. Eine Sekunde mehr oder weniger, und sie hätten es mit nur zwei Personen geschafft. Wenn ich mitgemacht hätte, wären Hu Gibbet und der Gottkönig beide tot gewesen. Und wir

besäßen jetzt fünfzigtausend Gunder.« Er verweilte bei einem schwarzen Gedanken. »Gunder«. Ich schätze, jetzt, da alle Gunders tot sind, werden sie sie nicht mehr so nennen.« Er seufzte.

»Du willst wissen, ob du das Richtige getan hast«, bemerkte Elene.

»Ja.«

»Kylar, es wird immer Menschen geben, die so schlecht sind, dass sie unserer Meinung nach den Tod verdient haben. In der Burg, als Roth dir wehtat, war ich so nahe daran, zu versuchen, ihn selbst zu töten. Wenn es nur ein Weilchen länger gedauert hätte ... Ich weiß nicht. Eines jedoch weiß ich mit Bestimmtheit: was du mir darüber erzählt hast, was das Morden mit deiner Seele gemacht hat. Ganz gleich, wie gut es für die Welt zu sein scheint, dich zerstört es. Dabei kann ich nicht zusehen, Kylar. Ich werde nicht dabei zusehen. Dafür bedeutest du mir zu viel.«

Es war eine der Bedingungen gewesen, die Elene gestellt hatte, bevor sie mit Kylar die Stadt verlassen würde: dass er das Morden und die Gewalttätigkeit aufgab. Er war immer noch so verwirrt. Er wusste nicht, ob Elenes Weg der richtige war, aber er hatte genug gesehen, um zu wissen, dass Durzos und Momma Ks Weg es nicht war. »Glaubst du wirklich, dass Gewalt Gewalt erzeugt? Dass am Ende weniger unschuldige Menschen sterben werden, wenn ich das Morden aufgebe?«

»Ja, das glaube ich wirklich«, antwortete Elene.

»In Ordnung«, sagte Kylar. »Dann muss ich heute Nacht noch einen Auftrag erledigen. Wir sollten morgen früh aufbrechen können.«

selbst in dieser albtraumhaften Menagerie von Ungeheuern und Verrückten anders und isoliert.

Logan saß an die Wand gelehnt da. Es gab nur eine einzige Wand, weil das Loch rund war. In der Mitte befand sich ein fünf Schritt breites Loch, das in einen Schacht führte. Dessen absolut lotrechte Wand bestand aus absolut reinem Feuerglas. Wie tief der Schacht war, konnte man nicht erahnen. Wenn die Gefangenen ihre Exkreme in das Loch traten, verschwanden diese geräuschlos – kein Laut kündete von einer Landung irgendwo in der Tiefe. Das Einzige, was dem Loch entkam, waren der Gestank einer schwefligen Hölle und das unablässige Heulen des Windes, der Geister oder der gequälten Seelen der Toten, oder was immer es mochte, was dieses Geräusch verursachte, das einem den Verstand raubte.

Zuerst hatte Logan sich gefragt, warum seine Gefährten hier ihre Notdurft an der Wand verrichteten und die Fäkalien erst später – wenn überhaupt je – in das Loch hinuntertraten. Als er das erste Mal hatte hingehen müssen, hatte er es begriffen: Man musste wahnsinnig sein, um in der Nähe des Lochs in die Hocke zu gehen. Man konnte hier unten nichts tun, um sich noch verletzbarer zu machen. Wenn ein Insasse an einem anderen vorbeigehen musste, schlurfte er schnell und argwöhnisch vorüber, und er knurrte, zischte und fluchte in einer solchen Abfolge, dass die Worte ihre Bedeutung verloren. Einen anderen Insassen in das Loch zu stoßen, war die einfachste Art zu töten.

Schlimmer wurde das Ganze noch dadurch, dass der Felskragen, der um das Loch herum lief, nur drei Schritt breit war und zum Loch hin abfiel. Dieser Felskragen war für die Insassen des Lochs die ganze Welt. Er war die dünne, glitschige Schräge hinab in den Tod. Logan hatte in den sieben Tagen

seit dem Überfall auf die Burg nicht geschlafen. Er blinzelte. Sieben Tage. Langsam wurde er schwach. Selbst Fin, der den größten Teil des letzten Fleisches bekommen hatte, hatte seit vier Tagen nichts mehr gegessen.

»Du bringst Pech, Dreizehn«, sagte Fin und funkelte ihn über den Abgrund hinweg an. »Seit du hergekommen bist, haben sie uns nichts mehr zu essen gegeben.« Fin war der Einzige, der ihn Dreizehn nannte. Die Übrigen hatten den Namen akzeptiert, den er sich selbst in einem Augenblick des Wahnsinns gegeben hatte: König.

»Du meinst, seit du den letzten Wachposten *gegessen* hast?«, fragte Logan. »Du denkst, das könnte etwas damit zu tun haben?«

Dies entlockte allen ein Kichern, nur nicht dem einfältigen Knirscher, der lediglich mit zu scharfen, spitzen, abgefeilten Zähnen ausdruckslos lächelte. Fin sagte nichts, sondern kaute nur weiter an dem Seil in seinen Händen. Der Mann trug eine ganze Spule Seil am Leib, die so dick war, dass sie seinen Körper, der beinahe so sehnig war wie die Seile selbst, fast völlig verdeckte. Fin war der gefürchtetste unter den Insassen. Logan wollte ihn nicht den Anführer nennen, weil das bedeutet hätte, dass es unter den Insassen eine gesellschaftliche Ordnung gab. Die Männer waren wie Tiere: zottig, ihre Haut so schmutzig, dass er nicht erraten konnte, welche Farbe sie vor ihrer Einkerkung gehabt hatte, die Augen wild, die Ohren gespitzt, um noch das leiseste Geräusch aufzufangen. Alle hatten einen leichten Schlaf. Sie hatten seit dem Tag, an dem er hergekommen war, zwei Männer *gegessen*.

Hergekommen? Ich bin selbst hineingesprungen. Ich hätte einen schönen, sauberen Tod haben können. Jetzt sitze ich hier für immer fest oder zumindest bis zu dem Tag, an dem sie mich verspeisen. Götter, sie werden mich essen!

Eine Bewegung auf der anderen Seite des Lochs lenkte ihn von seinem wachsenden Entsetzen und seiner Verzweiflung ab. Es war Lilly. Sie allein klammerte sich nicht an die Wand. Sie hatte keine Angst vor dem Loch. Ein Mann streckte eine Hand aus und packte ihr Kleid. »Nicht jetzt, Jake«, sagte sie zu dem Einäugigen.

Jake hielt sie noch einen Moment länger fest, aber als sie eine Augenbraue hochzog, ließ er die Hand sinken und fluchte. Lilly setzte sich neben Logan. Sie war eine reizlose Frau von unbestimmbarem Alter. Sie hätte fünfzig sein können, aber Logan vermutete, dass sie den zwanzig näher war: Sie hatte noch immer die meisten ihrer Zähne.

Lange Zeit schwieg sie. Dann, als sich das Interesse an der Frage gelegt hatte, warum sie sich bewegt hatte, kratzte sie sich geistesabwesend im Schritt und fragte: »Was wirst du tun?« Ihre Stimme war jung.

»Ich werde von hier fortkommen, und ich werde mir mein Land zurückholen«, antwortete er.

»Du hältst wirklich an diesem Königsscheiß fest«, sagte sie. »Die anderen halten dich deshalb für verrückt. Ich sehe, dass du dich wie ein verlorener kleiner Junge umschaust. Du lebst mit Tieren. Wenn du am Leben bleiben willst, musst du ein Ungeheuer sein. Wenn du etwas festhalten willst, musst du es tief vergraben. Dann tu, was du tun musst.« Sie tätschelte sein Knie und ging zu Jake hinüber.

Sekunden später begann sich Jake über ihr mit heftigen Stößen zu bewegen. Die Tiere kümmerten sich nicht darum. Sie schauten nicht einmal zu.

Der Wahnsinn holte ihn ein. Einzig der Instinkt hielt Dorian im Sattel. Die äußere Welt wirkte fern, unwichtig, begraben

unter Nebel, während die Visionen nahe waren, kraftvoll, lebendig. Das Spiel hatte begonnen, und die Steine bewegten sich, und Dorians Vision dehnte sich aus, wie sie es noch nie zuvor getan hatte. Der Nachtengel würde nach Caernarvon fliehen, und seine Kräfte wuchsen, aber er benutzte sie nicht.

Was tust du, Junge? Dorian hielt sich an diesem Leben fest und folgte ihm rückwärts. Er hatte einmal mit Kylar gesprochen und seinen Tod prophezeit. Jetzt wusste er, warum er nicht auch vorhergesehen hatte, dass dieser Nachtengel sterben und doch nicht sterben würde. Durzo hatte ihn verwirrt. Dorian hatte gesehen, wie Durzos Leben sich mit anderen Leben überkreuzte. Er hatte es gesehen, aber er hatte es nicht verstanden.

Er fühlte sich versucht, sich zu bemühen, Durzos Leben zurück zu seinem ersten Leben zu folgen, als Durzo den Ka'kari empfangen hatte, den jetzt Kylar trug. Er fühlte sich versucht festzustellen, ob er das Leben Ezras des Wahnsinnigen finden konnte – gewiss würde ein solches Leben so hell brennen, dass er es nicht verfehlen konnte. Vielleicht konnte er dort Ezra folgen, konnte erfahren, was Ezra wusste, erfahren, wie er es erfahren hatte. Ezra hatte den Ka'kari vor sieben Jahrhunderten geschaffen, und der Ka'kari hatte Kylar unsterblich gemacht. Es waren nur drei Schritte zu einem der angesehensten und meistgeschmähten Magi der Geschichte. Drei Schritte! Um jemand so Berühmten zu finden, der vor so langer Zeit gestorben war. Es war eine Versuchung, aber es würde Zeit kosten. Vielleicht Monate. Aber oh, die Dinge, die er lernen könnte!

Die Dinge, die ich über die Vergangenheit lernen könnte, während in der Gegenwart alles zerbricht. Konzentrier dich, Dorian. Konzentrier dich.

Dorian kehrte zu Kylars Leben zurück und folgte ihm Schritt für Schritt, von seiner Jugend im Labyrinth, seiner

Freundschaft mit Elene und Jarl, Jarls Vergewaltigung, Elenes Verstümmelung, Kylars erstem Mord mit elf Jahren, der Lehrzeit bei Durzo, Momma Ks Unterweisung, Graf Drakes milderndem Einfluss, Kylars Freundschaft mit Logan, dem Wiedersehen mit Elene, dem Diebstahl des Ka'kari, den Kämpfen in der Burg, der Tötung seines Herrn ... bis zum Auffinden von Roth Ursuul. Roth Ursuul, meinem kleinen Bruder, dachte Dorian, und ein ebensolches Ungeheuer, wie ich es einst war.

Konzentrier dich, Dorian. Er glaubte, etwas zu hören, einen Aufschrei, irgendeine Bewegung in der irdischen Welt, aber er wollte sich nicht davon ablenken lassen. Seine Vision wurde gerade interessant. Da! Er sah zu, wie Kylar der Gerechtigkeit halber Momma K vergiftete und ihr aus Barmherzigkeit das Gegenmittel verabreichte.

Er konnte erfahren, welche Entscheidung ein Mann traf, aber ohne dessen Beweggründe zu kennen, würde Dorian nicht erahnen können, welchen Weg Kylar in der Zukunft einschlagen würde. Kylar hatte bereits gezeigt, dass er auch weniger wahrscheinliche Wege beschritt, unmögliche Wege. Vor die Wahl gestellt, sich zwischen dem Leben seiner Geliebten und dem seines Mentors zu entscheiden, hatte er sich dafür entschieden, sein eigenes zu opfern. Der Bulle hatte ihm jedes seiner Hörner dargeboten, und Kylar hatte sich über den Kopf des Bullen geschwungen. Das war der Kylar, der zählte. In diesem Augenblick sah Dorian Kylars nackte Seele. *Jetzt habe ich dich, Kylar. Jetzt kenne ich dich.*

Ein plötzlicher Schmerz durchzuckte Dorian's Arm, aber jetzt, da er Kylar zu fassen bekommen hatte, würde er ihn nicht mehr loslassen. Kylar sehnte sich danach, die grausamen Realitäten der Straße mit den frommen Impulsen zu

verschmelzen, mit denen Graf Drake ihn irgendwie vergiftet hatte. Vergiftet? Das Wort kam von Kylar. Also sah auch er wie Durzo Barmherzigkeit manchmal als Schwäche an.

Du wirst abscheulich schwierig sein, nicht wahr? Dorian lachte, während er beobachtete, wie Kylar sich mit Caernarvons unfähiger Sa'kagé herumschlug, wie Kylar Kräuter sammelte, wie er Steuern zahlte, wie er mit Elene streiten würde, wie er versuchte, ein normales menschliches Wesen zu sein. Aber er hält sich nicht gut, der Druck baut sich auf. Kylar holt die grauen Roben eines Blutjungen hervor, steigt auf die Dächer – *komisch, er tut das ungeachtet der Entscheidungen, die er bis zu diesem Punkt trifft* –, und dann klopft es eines Nachts an der Tür, und Jarl taucht auf, um Kylar zu einer weiteren Entscheidung zu zwingen, zwischen der Frau, die er liebt, und dem Leben, das er hasst, und dem Freund, den er liebt, und dem Leben, das er hassen sollte, und zwischen einer Pflicht und einer anderen, zwischen Ehre und Verrat. Kylar ist Schatten im Zwielficht, ein wachsender Koloss, der mit einem Fuß im Tag steht und mit dem anderen in der Nacht, aber ein Schatten ist ein vergängliches Tier, und Zwielficht muss entweder der Nacht entgegendämmern oder sich zum Tag hin erhellen. Kylar öffnet Jarl die Tür, die Zukunft verschiedener Personen bricht zusammen ...

»Verdammt, Dorian!« Feir gab ihm eine Ohrfeige. Dorian wurde plötzlich bewusst, dass Feir dies bereits mehrere Male getan hatte, denn sein Kiefer pulsierte auf beiden Seiten. Außerdem musste irgendetwas mit seinem linken Arm nicht in Ordnung sein. Er schaute hin, verwirrt, und versuchte, sich dem Lauf der Zeit in der Gegenwart anzupassen.

Ein Pfeil ragte aus seinem Arm. Ein schwarz gebeizter khallidorischer Hochländerpfeil. Vergiftet.

Feir schlug ihn abermals.

»Hör auf! Hör auf!«, sagte Dorian und wedelte mit den Händen. Der Schmerz in seinem linken Arm blühte auf. Er stöhnte und presste die Augen fest zu. Aber er war wieder da. Geistig klar. »Was ist passiert?«, fragte er.

»Plünderer«, antwortete Feir.

»Ein Haufen Idioten hat versucht, etwas mit nach Hause zu nehmen, um prahlen zu können«, bemerkte Solon. Bei diesem Etwas hätte es sich natürlich um Solons, Feirs und Doriens Ohren gehandelt. Eine der vier Leichen trug bereits zwei Ohren an einer Halskette. Sie sahen frisch aus.

»Sie sind alle tot?«, fragte Dorian. Es wurde Zeit, etwas wegen dieses Pfeils zu unternehmen.

Solon nickte unglücklich, und Dorian las die Geschichte der kurzen Schlacht im Umkreis ihres Lagers. Der Angriff war erfolgt, während Feir und Solon das Lager errichtet hatten. Die Sonne stand tief in einer Bresche in den Faltierbergen, und der Plündertrupp war vom Berg gekommen, in der Annahme, dass die Sonne ihre Opfer blenden würde. Zwei Bogenschützen versuchten, ihren angreifenden Freunden Deckung zu geben, aber sie mussten steil bergab schießen, und ihre ersten Pfeile waren fehlgegangen.

Danach war der Ausgang beschlossene Sache gewesen. Solon verstand sich nicht schlecht auf den Umgang mit einem Schwert, und Feir – der massige, ungeheuer starke und schnelle Feir – war ein Schwertmeister Zweiten Grades. Solon hatte die Schwertkämpfer Feir überlassen und beide Bogenschützen mit Magie getötet. Aber da war Dorian bereits von einem Pfeil getroffen worden. Das Ganze hatte wahrscheinlich weniger als zwei Minuten gedauert.

»Der Jammer ist, dass sie dem Churaq-Clan angehören«, sagte Solon, während er einen der schwarz tätowierten jun-

gen Männer mit dem Fuß anstieß. »Sie hätten mit Freuden die Bastarde vom Hraagl-Clan getötet, die den khalidorischen Gepäckzug bewachen, dem wir folgen.«

»Ich dachte, Schreiende Winde sei uneinnehmbar«, bemerkte Feir. »Wie sind die Plünderer auf diese Seite der Grenze gelangt?«

Solon schüttelte den Kopf. Dies lenkte Dorians Aufmerksamkeit auf das Haar seines Freundes, das pechschwarz war – außer an den Wurzeln. Da Solon mit Hilfe von Curoch fünfzig Meister getötet hatte – und durch die schiere Menge an Magie, die ihn durchströmt hatte, beinahe umgebracht worden wäre –, wuchs sein Haar weiß nach. Es war nicht graumeliert wie das Haar alter Männer, sondern von einem Schneeweiß, das einen scharfen Kontrast zu einem Gesicht bildete, das einen Mann in der Blüte seiner Jahre zeigte, gutaussehend, mit der olivfarbenen Haut eines Sethi und Gesichtszügen, in denen ein militärisches Leben seine Spuren hinterlassen hatte. Zuerst hatte Solon sich außerdem darüber beklagt, dass er alles entweder in wilden Farben oder in Schwarzweiß sah, nachdem er Curoch benutzt hatte, aber dies schien sich gelegt zu haben. »Uneinnehmbar, ja«, sagte Solon. »Unpassierbar für eine Armee, ja. Aber so spät im Sommer können diese jungen Männer die Berge besteigen. Viele von ihnen sterben beim Aufstieg, oder Stürme kommen aus dem Nichts und spülen sie vom Fels, aber wenn sie Glück haben und stark sind, kann nichts sie aufhalten. Bist du schon so weit mit diesem Pfeil, Dorian?«

Obwohl alle drei Männer Magi waren, kam es nicht in Frage, dass sie ihm halfen, nicht dabei. Dorian war ein Hoth'salar, ein Bruder der Heilkunst; seine Hoffnung, seinen eigenen

wachsenden Wahnsinn zu heilen, hatte ihn in die höchsten Ränge der Heiler getrieben.

Plötzlich durchnässte Wasser Dorians Arm rund um die Pfeilspitze.

»Was war das?«, fragte Feir, der grün im Gesicht war.

»All die Feuchtigkeit aus dem Blut, das bereits vergiftet war. Sie sollte zur Gänze am Pfeil kleben, wenn du ihn herausziehst«, sagte Dorian.

»Ich?«, fragte Feir, und der zimperliche Ausdruck auf seinem Gesicht passte so gar nicht zu seinem gewaltigen Körper.

»Du bist armselig«, erwiderte Solon. Er beugte sich vor und riss den Pfeil heraus. Dorian keuchte auf, und Feir musste ihn auffangen. Solon starrte den Pfeil an. Die Widerhaken waren so flachgedrückt worden, dass sie auf dem Weg hinaus das Fleisch nicht zerrissen, aber der Schaft war mit einer schwarzen Hülle aus Blut und Gift von kristalliner Struktur umgeben. Sie hatte den Schaft auf das Dreifache seiner ursprünglichen Größe anschwellen lassen.

Während Dorian schwer atmete, begannen Ströme von Magie wie winzige Libellen in der Luft zu tanzen, wie hundert Spinnen, die leuchtende Netze woben, Bildteppiche aus Licht. Das war der Teil, der die anderen Männer beeindruckte. Theoretisch konnte jeder Magus sich selbst heilen, aber aus irgendeinem Grund funktionierte es nicht nur oft nicht, es war auch ungeheuer schmerzhaft, mehr als die kleinste Wunde zu heilen. Es war, als müsse der Patient während der gesamten Zeit der Heilung jeden Schmerz, jedes Ungemach und jeden Juckreiz spüren, den eine Wunde ihm zugefügt hätte. Wenn ein Magus einen anderen heilte, konnte er den Patienten betäuben. Wenn er sich selbst heilte, konnte

eine Betäubung zu Fehlern und Tod führen. Weibliche Magi, Magae, dagegen hatten solche Probleme nicht. Sie heilten sich regelmäßig.

»Du bist unglaublich«, sagte Solon. »Wie machst du das?«

»Es ist nur eine Frage der Konzentration«, antwortete Dorian. »Ich hatte jede Menge Übung.« Er lächelte und schüttelte sich, als streife er seine Müdigkeit ab, und plötzlich war sein Gesicht lebhaft, und er war auf eine Weise präsent, die immer seltener wurde.

Solon wirkte bekümmert. Dorians Wahnsinn war unumkehrbar. Er würde wachsen, bis sein Freund ein plappernder Idiot war, der draußen oder in Scheunen schlief. Man würde ihm keinerlei Beachtung mehr schenken, und er würde in jedem Jahr nur ein oder zwei Augenblicke der Klarheit haben. Manchmal würden diese Augenblicke kommen, wenn niemand in der Nähe war, dem er erzählen konnte, was er erfahren hatte.

»Beruhige dich«, sagte Dorian zu Solon. »Ich hatte gerade eine Offenbarung.« Er sagte es mit einem kleinen Grinsen, um sie wissen zu lassen, dass es wirklich eine Offenbarung gewesen war. »Wir gehen in die falsche Richtung. Zumindest du tust es«, fügte er hinzu und deutete auf Feir. »Du musst Curoch nach Süden folgen, nach Ceura.«

»Was soll das heißen?«, fragte Feir. »Ich dachte, wir würden dem Schwert schon folgen. Wie dem auch sei, mein Platz ist bei dir.«

»Solon, du und ich müssen nach Norden gehen, nach Schreiende Winde«, erklärte Dorian.

»Moment mal«, wandte Feir ein.

Aber Dorians Augen waren wieder glasig geworden. Er war fort.

»Nein, ist er nicht«, erwiderte Jarl. Er reichte Elene eine Börse. Sie wirkte verdächtig leicht. »Ich habe mir die Freiheit genommen, die Torwachen im Voraus zu bestechen. Der Preis ist bereits gestiegen, und ich garantiere, dass er morgen erneut steigen wird. Du hast die Liste der Uhrzeiten, zu denen die bestochenen Wachen in dieser Woche arbeiten?« Jarl öffnete ein Bündel und nahm eine cremefarbene Robe, Hosen und hohe schwarze Stiefel heraus.

»Ich habe sie auswendig gelernt«, sagte Kylar.

»Hör mal«, meldete Elene sich zu Wort, »ich weiß, dass Kylar es gewohnt ist, Aufträge zu übernehmen, ohne nachzufragen und ohne zu wissen, warum er tut, was er tut, aber ich muss diese Angelegenheit verstehen. Warum bezahlt jemand Kylar fünfhundert Gunder dafür, dass er seinen Tod vortäuscht? Das ist ein Vermögen!«

»Nicht für einen khalidorischen Herzog. Und soweit ich es mir zusammenreimen konnte, hat es damit Folgendes auf sich«, sagte Jarl. »Die Herzöge in Khalidor sind nicht wie unsere Herzöge, weil der Adel in Khalidor stets unter den Meistern steht. Aber die Meister brauchen trotzdem Menschen, die die Aufsicht über die Bauern führen und so weiter, daher ist Herzog Vargun zwar reich, aber er muss um jedes Quäntchen seiner Macht kämpfen. Er ist in der Hoffnung nach Cenaria gekommen, im Rang aufzusteigen, aber die Position, auf die er gehofft hatte – die Führung der königlichen cenarischen Wache –, wurde Leutnant Hurin Gher zugesprochen, dem jetzigen Kommandanten Gher.«

»Als Belohnung dafür, dass er während des Staatsstreichs cenarische Edelleute in einen Hinterhalt geführt hat, der Verräter«, bemerkte Kylar.

»Genau. Kommandant Gher geht jede Woche an einem

Morgen mit einigen Männern seines Vertrauens zum Hafen, um sich von der Sa'kagé dafür bezahlen zu lassen, dass seine Patrouillen nur sehr lasch durchgeführt werden. Heute Morgen wird er sehen, wie sein Rivale, Herzog Vargun, einen cenarischen Adligen geringeren Ranges ermordet, Baron Kirof. Kommandant Gher wird den Herzog mit Freuden verhaften. In einigen Tagen oder Wochen wird der »tote« Baron Kirof auftauchen. Kommandant Gher wird in Schande fallen, weil er ohne Grund einen Herzog verhaftet hat, und höchstwahrscheinlich wird Herzog Vargun seine Aufgaben übernehmen. Etliche Dinge könnten schiefgehen, was der Grund ist, warum Kylar nur fünfhundert Gunder bekommt.«

»Es klingt schrecklich kompliziert«, sagte Elene.

»Vertraut mir«, erwiderte Jarl. »Gemessen an den Maßstäben khalidorischer Politik ist es ganz simpel.«

»Wie wird die Sa'kagé diese Angelegenheit zu ihrem Vorteil ausnutzen?«, fragte Kylar.

Jarl grinste. »Wir haben versucht, Baron Kirof zu fassen zu bekommen, aber anscheinend ist der Herzog nicht allzu dumm. Kirof ist bereits fort.«

»Die Sa'kagé hätten Baron Kirof entführt? Warum?«, wollte Elene wissen.

Kylar sagte: »Wenn die Sa'kagé Kirof geschnappt hätten, könnten sie Kommandant Gher erpressen. Kommandant Gher würde wissen, dass sein Untergang in dem Moment besiegelt wäre, in dem Kirof auftauchte, daher hätten die Sa'kagé ihn in der Tasche gehabt.«

»Weißt du«, sagte Elene, »manchmal versuche ich mir vorzustellen, wie diese Stadt ohne die Sa'kagé wäre, und ich kann es nicht. Ich möchte fort von hier, Kylar. Kann ich heute Nacht mit dir gehen?«

»Es wird nicht genug Platz für einen erwachsenen Menschen geben«, antwortete Jarl an Kylars Stelle. »Wie dem auch sei, sie werden bis zum Morgengrauen zurück sein. Uly? Kylar? Seid ihr bereit?«

Kylar nickte, und Uly ahmte seine Geste mit grimmiger Miene nach.

Zwei Stunden später waren sie am Hafen und bereit, sich aufzuteilen. Uly würde sich unter einem Pier auf einem Floß verstecken, das als ein Klumpen Treibholz getarnt war. Wenn Kylar ins Wasser fiel, würde sie ihm eine Stange hinhalten, an der er sich festhalten konnte, damit er außer Sichtweite wieder an die Oberfläche steigen konnte. Nachdem er aufgetaucht war, würde das »Treibholz« einige hundert Schritt weit stromabwärts zu einem anderen Pier treiben, wo sie an Land gehen würden.

»Was ist, wenn alles schiefgeht? Ich meine, wirklich schief?«, fragte Uly. Ihre Wangen waren von der nächtlichen Kälte gerötet. Es ließ sie noch jünger aussehen.

»Dann sag Elene, dass es mir leidtut.« Kylar strich über die Vorderseite seiner cremefarbenen Robe. Seine Hände zitterten.

»Kylar, ich habe Angst.«

»Uly«, erwiderte er und schaute in ihre großen, braunen Augen. »Ich wollte dir sagen ... Ich meine, ich wünschte ...« Er wandte den Blick ab. »Hm, ich wünschte, du würdest mich nicht bei meinem richtigen Namen nennen, während wir den Auftrag erledigen.« Er tätschelte ihr den Kopf. Sie hasste das. »Wie sehe ich aus?«

»Genau wie Baron Kirof ... Wenn ich die Augen ganz fest zusammenkneife.« Das war für das Kopftätscheln, das wusste er.

»Habe ich dir je gesagt, dass du eine Nervensäge bist?«, fragte er.

Sie grinste nur.

In wenigen Stunden würde es im Hafen nur so wimmeln von Schauerleuten und Schiffsbesatzungen, die ihre Fracht für die aufgehende Sonne vorbereiteten. Für den Augenblick jedoch war es, bis auf das Plätschern der Wellen, still. Der private Nachtwächter des Hafens war bestochen worden, aber die größere Furcht galt den Gruppen khalidorischer Soldaten, die möglicherweise vorbeigeschlendert kamen und auf Blut aus waren. Barmherzigerweise schien es, als seien die meisten von ihnen heute Nacht im Labyrinth.

»Nun denn, ich sehe dich auf der anderen Seite«, sagte er grinsend. Es war die falsche Bemerkung gewesen. Ulys Augen füllten sich mit Tränen. »Nur zu«, sagte er in sanfterem Tonfall. »Mir wird schon nichts passieren.« Sie ging, und als sie außer Sichtweite war, begann sein Gesicht zu schimmern. Kylars hagerem, jungem Gesicht wuchs ein Doppelkinn, ein roter Bart begann nach khalidorischer Mode zu sprießen, seine Nase wurde schief, und seine Augenbrauen wurden zu dicken, breiten Büscheln. *Jetzt* war er Baron Kirof.

Er zog einen Handspiegel hervor und betrachtete sich stirnrunzelnd. Die falsche Nase schrumpfte ein wenig. Er öffnete den Mund, lächelte, runzelte die Stirn und zwinkerte, um festzustellen, wie das Gesicht sich bewegte. Es war nicht gut, aber es würde genügen müssen. Uly hätte ihm geholfen, das Gesicht richtig hinzubekommen, aber je weniger sie über seine Talente wusste, umso besser. Er machte sich auf den Weg zum verabredeten Pier.

»Bei allen Göttern«, sagte Herzog Tenser Vargun, als er näher kam. »Seid Ihr das?« Selbst im Licht der Fackeln am

Ende des Piers sah der Herzog verschwitzt und totenbleich aus.

»Herzog Vargun, ich habe Eure Nachricht erhalten«, erwiderte Kylar laut, während er die Hand ausstreckte und das Handgelenk des Herzogs umfasste. Dann senkte er die Stimme. »Es wird schon gutgehen. Macht einfach alles so, wie wir es geplant haben.«

»Baron Kirof, vielen Dank«, sagte der Herzog ein wenig dramatisch, bevor er die Stimme wieder senkte. »Ihr seid also der Spieler.«

»Ja. Lasst uns versuchen, mich nicht um meine Arbeit zu bringen.«

»Ich habe noch niemals zuvor jemanden getötet.«

»Dann lasst uns dafür sorgen, dass Ihr es heute Nacht nicht zum ersten Mal tut«, entgegnete Kylar. Er betrachtete den juwelenbesetzten Dolch im Gürtel des Herzogs. Es war ein Erbstück der herzoglichen Familie, und sein unerklärlicher Verlust würde Teil des Beweises dafür sein, dass der Herzog Baron Kirof tatsächlich getötet hatte. »Wenn Ihr das tut, werdet Ihr ins Gefängnis gehen, und zwar nicht in ein besonders nettes. Wir können die Sache immer noch abblasen.« Kylar wedelte mit den Händen, während er sprach, wie der echte Baron Kirof es tat, wenn er nervös war.

»Nein, nein.« Der Herzog klang, als versuche er sich selbst zu überzeugen. »Habt Ihr so etwas schon zuvor getan?«

»Jemanden hereingelegt, indem ich mich als jemand anderer ausbebe? Sicher. So getan, als würde ich getötet? Nicht so oft.«

»Keine Bange«, sagte der Herzog. »Ich ...« Sein Blick flackerte an Kylar vorbei, und im nächsten Moment klang seine Stimme gepresst vor Angst. »Sie sind hier.«

Kylar zuckte vor dem Herzog zurück, als sei er erschrocken. »Ist das eine Drohung?«, blaffte er. Es war nur eine mittelmäßige Imitation der Stimme des Barons, aber Blut verdeckt eine Vielzahl schauspielerischer Sünden.

Der Herzog packte ihn am Arm. »Ihr werdet tun, was ich Euch sage!«

»Oder was? Der Gottkönig wird davon erfahren.« Jetzt hatten sie definitiv die Aufmerksamkeit der Wachen.

»Ihr werdet nichts sagen!«

Kylar riss seinen Arm los. »Ihr seid nicht klug genug, um den Thron für Euch zu erobern, Herzog Vargun. Ihr seid ein Feigling und ...« Er senkte die Stimme. »Ein Stich. Die Blutblase befindet sich direkt über meinem Herzen. Alles andere übernehme ich.« Er verzog Baron Kirofs Gesicht zu einem höhnischen Grinsen und wandte sich ab.

Der Herzog hielt Kylar am Arm fest und riss ihn zurück. Mit einer wilden Bewegung rammte Vargun den Dolch – nicht in die mit Blut gefüllte Schafsblase, sondern in Kylars Magen. Er stach einmal zu, zweimal, dann wieder und wieder. Rückwärts taumelnd senkte Kylar den Blick. Seine cremefarbene Seidenrobe war durchnässt von rotschwarzem Blut. Tensors Hände waren blutverschmiert, und rote Flecken sprenkelten das Blau seines Umhangs.

»Was tut Ihr da?«, stieß Kylar erstickt hervor; die Pfeife, die am anderen Ende des Piers geblasen wurde, hörte er kaum. Er taumelte und griff nach dem Geländer, um sich aufrecht zu halten.

Heftig schwitzend, das schwarze Haar schlaff herabhängend, ignorierte ihn Herzog Vargun. Jede Spur des zögerlichen, unsicheren Adligen, der er noch vor einer Minute gewesen war, verschwand. Er packte Kylar an den Haaren und

hatte Glück dabei. Einen Zoll weiter vorn, und er hätte das illusionäre Gesicht, das Kylar trug, zerstört.

Als Schritte über den Pier hallten, ließ Herzog Vargun Kylar auf die Knie fallen. Mit vor Schmerz getrübttem Blick sah Kylar Kommandant Gher mit gezücktem Schwert das Dock hinunterstürmen, dicht gefolgt von zwei Wachen. Herzog Vargun schlitzte Kylar mit seinem Dolch die Kehle auf, und das Blut schoss heraus. Dann rammte Vargun Kylar die Waffe ohne jede Gefühlsregung in die Schulter.

»Haltet ein! Haltet sofort ein oder sterbt!«, brüllte Kommandant Gher.

Herzog Vargun stellte einen Kalbslederstiefel auf Kylars Schulter und lächelte. Dann stieß er Kylar mit dem Fuß vom Pier in den Fluss.

Das Wasser war so kalt, dass es Kylar sofort benommen machte – vielleicht lag das aber auch am Blutverlust. Er atmete ein, bevor er auf dem Wasser aufschlug, aber die Lunge versagte ihm den Dienst. Binnen weniger Augenblicke gurgelte Luft aus seinem Mund und – beunruhigenderweise – aus seiner Kehle.

Dann war da nur noch Qual, als er das schmutzige Wasser des Plith einatmete. Er schlug schwach mit den Armen um sich, aber nur für einen Moment. Dann senkte sich Ruhe über ihn. Sein schmerzender Körper wurde zu einem fernen Puls. Etwas stach in seinen Leib, und er versuchte instinktiv, danach zu greifen. Er sollte danach greifen. Da war etwas, an das er sich erinnern sollte ...

Aber ob seine Hand sich überhaupt bewegte, konnte er nicht erkennen. Die Welt wurde nicht schwarz, dämmerte nicht der Dunkelheit entgegen. Alles, was er vor sich sah, war weiß, denn sein Gehirn hungerte, während ihm das Blut

cenarischen Adligen, die das Knie beugten, um Garoth zu dienen, und denen gestattet worden war, zumindest einen Teil ihres Landes zu behalten, würden vielleicht ihr Rückgrat entdecken und rebellieren. Die cenarischen Adligen, die sich verborgen hielten, würden einen neuen Beweis für khalidorische Brutalität haben, um noch mehr Menschen hinter ihren Bannern zu versammeln.

Aber warum ist Meister Gibbet hier? Hu hatte diese Haltung gewitzter Selbstzufriedenheit eingenommen, die Vi nur allzu gut kannte.

Sie schlug die Beine übereinander, um die Aufmerksamkeit des Wachpostens erneut auf sich zu ziehen. In Begriffen des Kämpfens ausgedrückt, den Begriffen, die Hu Gibbet Vi gelehrt hatte, war es eine Finte. Die Bewegung ihrer Beine erregte seine Aufmerksamkeit, der Umstand, dass sie den Kopf zur Seite drehte, gab ihm Sicherheit, und indem sie sich vorbeugte, eröffnete sie ihm einen Einblick. Sie wagte es nicht, in solcher Nähe zum Gottkönig einen Glanzzauber zu wirken, aber das war in Ordnung. Ein Dekolletée hatte seine eigene Magie.

Sie trug ein maßgeschneidertes, tiefblaues Kleid von solcher leichter Beschaffenheit, dass es beinahe durchsichtig war. Sie hatte Meister Piccun ihre Absichten verdeutlicht, damit der Schneider das Kleid schlicht hielt – kaum Stickerei, nur einige wenige Stiche im altkhalidorischen runischen Stil am Saum und an den Handgelenken, eine Inschrift aus einem alten erotischen Gedicht. Keine Spitze, keine Rüschen, nur saubere Linien und Kurven. Meister Piccun war ein unverbesserlicher Wüstling, und dies war das einzige Kleid, das seiner Meinung nach für den Gottkönig taugte. »Der Mann hat Dutzende von Gemahlinnen«, hatte der Schneider erklärt. »Sollen diese

Kühe mit Seide sprechen. Ihr werdet die süßen Töne des Fleisches singen.«

Wenn der Wachposten wie die meisten Männer war, würde er sie zwei bis vier Sekunden lang anstarren, sich dann davon überzeugen, dass niemand es bemerkte, und sie dann erneut anstarren. Der Trick war – *Jetzt*.

Vi hob jäh den Blick und ertappte den Wachposten genau in dem Moment, als er wieder zu starren begann. Sie drückte ihn mit den Augen an die Wand. Ein Ausdruck schlechten Gewissens huschte über seine Züge, und bevor er dies mit Kühnheit verdecken oder den Blick abwenden konnte, stand sie auf und ging auf ihn zu.

Er war natürlich ein Khalidori, daher passte sie ihr Verhalten entsprechend an. Einem Khalidori musste man deutlich näher kommen als einem Cenarier, um ihm das Gefühl zu geben, dass man sich für ihn persönlich interessierte. Er musste dazu nicht nur ihr Parfüm riechen können, sondern auch ihren Atem. Sie machte einen Schritt auf ihn zu und hielt ihn noch eine weitere Sekunde lang mit den Augen gefangen, bis er den Mund öffnete, um zu sprechen.

»Ich bitte um Entschuldigung«, sagte sie, wobei sie ihm immer noch mit eindringlicher Miene in die Augen sah. »Darf ich mich hierhersetzen?«

»Ich habe Euch nicht angestarrt – ich meine ...«

Sie setzte sich dreißig Zentimeter entfernt von der Tür auf seinen Stuhl, die Schultern vorgebeugt, das Gesicht engelsgleich emporgehoben. Sie trug das blonde Haar hochgesteckt, damit die kunstvoll geflochtenen Zöpfe nicht in ihr Blickfeld gerieten.

Die Versuchung war zu groß. Der Blick des Wachpostens wanderte kurz von ihren Augen zu ihrem Dekolleté hinab,

dann sah er ihr hastig wieder ins Gesicht. »Bitte?«, fragte sie mit einem kleinen Lächeln, das ihm sagte, ja, sie hatte es gesehen, und nein, es machte ihr nichts aus.

Er räusperte sich. »Ich, ähm, denke nicht, dass das ein Problem wäre«, antwortete er.

Vi vergaß ihn sofort und lauschte.

»... kann nicht direkt ins Loch gehen, das würde dem Zweck zuwiderlaufen«, sagte eine Tenorstimme. Das musste Herzog Vargun sein. Aber er klang zuversichtlich.

Was? Wie kann er zuversichtlich klingen?

Vi hörte ihren Meister antworten, konnte aber nicht verstehen, was er sagte. Dann sprach der Gottkönig, aber sie bekam nichts anderes mit als »... gewöhnliche Zelle bis zur Verhandlung ... dann das Loch ...«

»Ja, Euer Heiligkeit«, erwiderte Herzog Vargun.

Vi drehte sich der Kopf. Was immer sie planten, in der Stimme des khalidorischen Herzogs lag nichts, was auf einen Gefangenen deutete, der um Gnade flehte. Er klang wie ein gehorsamer Vasall, der ein hehres Ziel verfolgte, an dessen Ende eine Belohnung auf ihn wartete.

Sie hatte keine Zeit, um zu versuchen, sich das Ganze zusammenzureimen, bevor die Türen geöffnet wurden und ihr Meister Herzog Vargun hinausführte. Im Widerspruch zu dem, was sie soeben gehört hatte, wirkte der Herzog geschlagen, sowohl körperlich als auch geistig; seine Kleidung war unordentlich und schmutzig, und er hielt den Blick fest auf den Boden gerichtet.

Hu Gibbet drehte sich zu ihr um, als sie vorbeigingen. Der Blutjunge hatte so zarte Gesichtszüge, dass die Beschreibung »gutaussehend« ihm nicht gerecht wurde. Mit feinem blondem Haar, das ihm bis auf die Schultern fiel, großen Augen

und einer wie vom Bildhauer geformten Statur war er selbst mit Mitte dreißig immer noch schön. Er schenkte Vi sein Schlangelächeln und sagte: »Der Gottkönig wird dich jetzt empfangen.«

Ein Frösteln überlief Vi, aber sie stand ohne Zögern auf und ging in den Thronsaal. In diesem Raum hatte der verstorbene König Gunder sie beauftragt, Kylar Stern zu töten. Während sie bei Hu Gibbet ihre Lehre gemacht hatte, war Kylar der Lehrling des anderen großen Blutjungen der Stadt gewesen, Durzo Blint, der größeren Respekt und das gleiche Maß an Furcht genoss und weniger Schmähungen über sich ergehen lassen musste als ihr eigener Meister. Der Mord an Kylar hätte Vis Meisterstück sein sollen, der letzte Mord während ihrer Lehrlingszeit. Er hätte Freiheit bedeutet, Freiheit von Hu.

Sie hatte es vermasselt, und später am selben Tag in eben diesem Raum hatte jemand, den sie den Nachtengel nannten, dreißig Khalidori getötet, fünf Hexer und den Sohn des Gottkönigs selbst. Vi dachte, dass sie vielleicht die einzige Person war, die argwöhnte, dass Kylar der Nachtengel war. *Nysos! Kylar wurde am selben Tag zur Legende, an dem ich ihn unter meinem Messer hatte. Ich hätte eine Legende getötet.*

Jetzt gab es keine Spuren mehr von der Schlacht. Der Thronsaal war von Blut, Feuer und Magie gereinigt worden und erstrahlte in makellosem Glanz. Auf jeder Seite trugen sieben Säulen die gewölbte Decke, und dicke, khalidorische Bildteppiche hingen an den Wänden, um die herbstliche Kühle abzuhalten. Der Gottkönig saß auf dem Thron, umringt von Wachen, Vürdmeistern in ihren schwarz-roten Roben, Ratgebern und Dienern.

Vi hatte damit gerechnet, zum Gottkönig gerufen zu werden, aber sie hatte keine Ahnung, was der Grund dafür war.

Wusste der Gottkönig, dass Kylar der Nachtengel war? Sollte sie dafür bestraft werden, dass sie den Sohn des Gottkönigs hatte sterben lassen? Wollte der Mann mit den Dutzenden von Gemahlinnen ein weiteres hübsches Mädchen vögeln? Oder war er nur neugierig, den einzigen weiblichen Blutjungen der Stadt zu sehen?

»Du hältst dich für klug, Viridiana Sovari?«, fragte der Gottkönig. Garoth Ursuul war jünger, als sie erwartet hatte, vielleicht fünfzig Jahre alt, und immer noch kraftvoll. Er hatte dicke Arme und einen dicken Leib, er war kahl wie ein Ei, und sein Blick fiel auf sie wie ein Mühlstein.

»Vergebt mir, Euer Heiligkeit.« Sie hatte es eigentlich als Frage klingen lassen wollen, doch sie änderte ihre Meinung wieder. »Ja. Und ich heiße Vi.«

Er winkte sie heran, und sie stieg die vierzehn Stufen hinauf, um direkt vor seinen Thron zu treten. Er musterte sie von Kopf bis Fuß, weder verstohlen, wie Männer es so häufig taten, noch heiß und kühn. Garoth Ursuul sah sie an, als sei sie ein Haufen Getreide und als versuche er, ihr Gewicht zu schätzen.

»Zieh dein Kleid aus«, sagte er.

Der Klang seiner Stimme gab ihr keinerlei Hinweis, was seine Absichten betraf. Es hätte eine Bemerkung übers Wetter sein können. Wollte er, dass sie ihn verführte? Es kümmernte sie nicht, ob Garoth Ursuul sie besprang, aber sie beabsichtigte, lausig zu sein, falls er es tat. Die Geliebte des Gottkönigs zu werden, war zu gefährlich. Sie hatte seit der Pubertät einem Ungeheuer das Bett gewärmt, und ihr stand nicht der Sinn danach, sich hochzuschlafen. Trotzdem, Gott oder König oder Ungeheuer, Garoth Ursuul war kein Mann, dem man widersprach.

Also gehorchte Vi sofort. Nach zwei Sekunden glitt Meister Piccuns Kleid zu Boden. Vi hatte keine Untergewänder getragen, und sie hatte sich Parfüm zwischen die Knie getupft. Er konnte ihr deswegen keinen Vorwurf machen, aber gleichzeitig wusste sie, dass plötzliche Nacktheit nicht annähernd so verlockend war wie ein langsames Ablegen von Kleidungsstücken oder der neckische Reiz von Spitzenunterwäsche. Sollte Ursuul sie doch für untauglich halten, sollte er sie für eine Schlampe halten, sollte er denken, was immer er wollte, solange er es aus einer gewissen Entfernung tat. Vi spürte die Blicke eines jeden Höflings, Ratgebers, Vürdmeisters, Dieners und Wachpostens im Raum. Es scherte sie nicht. Ihre Nacktheit war ihre Rüstung. Sie blendete die sabbernden Narren. Sie konnten nichts anderes sehen, solange sie ihren Körper sahen.

Garoth Ursuul musterte sie abermals von Kopf bis Fuß, und seine Augen verrieten absolut nichts. »Du würdest mir kein Vergnügen bereiten«, sagte der Gottkönig. »Du bist bereits eine Hure.«

Aus irgendeinem Grund bohrten sich diese Worte von diesem schrecklichen Mann mit Widerhaken in ihr Fleisch. Sie stand nackt vor ihm, und er hatte jedes Interesse verloren. Es war das, was sie gewollt hatte, aber es schmerzte trotzdem.

»Alle Frauen sind Huren«, erwiderte sie. »Ob sie einem Mann ihren Körper verkaufen oder ihr Lächeln und ihren Charme oder ihre fruchtbaren Jahre und ihre Unterwerfung. Die Welt macht eine Frau zur Hure, aber eine Frau stellt ihre Bedingungen. Euer Heiligkeit.«

Ihr plötzliches Feuer schien ihn zu erheitern, aber seine Erheiterung verging. »Hast du gedacht, ich würde nicht sehen, was du mit meinem Wachposten gemacht hast? Hast du gedacht, du könntest *mich* belauschen?«

»Natürlich habe ich das gedacht«, antwortete Vi, aber jetzt war ihre schnippische Haltung eine Farce. *Er hat mich gesehen? Durch die Wand?* Sie wusste, dass sie ihre gespielte Tapferkeit beibehalten musste, oder sie würde womöglich im Boden versinken. Wenn man bei dem Gottkönig gewinnen wollte, musste man spielen, als verachte man das Leben. Aber sie hatte von Spielern gehört, die verloren hatten.

Der Gottkönig kicherte, und seine Höflinge folgten seinem Beispiel. »Natürlich hast du das gedacht«, sagte er. »Du gefällst mir, *Moulina*. Ich werde dich heute nicht töten. Nicht viele Frauen würden sich auf ein Wettpinkeln mit einem König einlassen, geschweige denn mit einem Gott.«

»Ich bin anders als jede Frau, der Ihr je begegnet seid«, sagte Vi, bevor sie sich bremsen konnte.

Sein Lächeln verwelkte. »Du hast eine zu hohe Meinung von dir selbst. Dafür werde ich dich brechen. Aber nicht heute. Eure Sa'kagé machen uns Probleme. Geh zu euren kleinen Unterweltfreunden und finde heraus, wer der wahre Shinga ist. Keine Galionsfigur. Finde es heraus und töte ihn.«

Vi fühlte sich zum ersten Mal nackt. Ihre Rüstung geriet ins Wanken. Gott oder Mann, Garoth Ursuul hatte titanisches Selbstbewusstsein. Er erklärte ihr, dass er sie brechen werde, und dann zeigte er nicht die geringste Sorge, dass sie ihm den Gehorsam verweigern könnte. Es war kein Bluff. Es war keine Arroganz. Es war eine simple Ausübung der Vorrechte gewaltiger Macht. Die Höflinge bäugten sie jetzt, wie die Hunde unter dem Tisch eines Königs einen schönen Brocken Fleisch bäugten, der vielleicht auf den Boden fiel. Vi fragte sich, ob der König sie einem von ihnen geben würde – oder ihnen allen.

»Weißt du«, begann der Gottkönig, »dass du hexergeboren bist? Mit magischer Begabung, wie ihr Leute aus dem Süden sagt. Hier ist also dein Anreiz. Wenn du diesen Shinga tötetest, werden wir es dein Meisterwerk nennen, und du wirst nicht nur ein Meisterblutjunge sein, sondern ich werde dich selbst ausbilden. Ich werde dir eine Macht geben, die alles, was Hu Gibbet sich jemals auch nur vorstellen könnte, um ein Vielfaches übersteigt. Macht über ihn, wenn du es wünschst. Aber wenn du mich enttäuschst – nun.« Er zeigte ein schmallippiges Lächeln. »Enttäusch mich nicht. Und nun fort mit dir.«

Sie ging mit hämmerndem Herzen. Erfolg bedeutete Verrat an ihrer Welt. Verrat an der cenarischen Sa'kagé, der meistgeführtesten Unterweltorganisation in Midcyru! Es bedeutete, dass sie ihren Anführer für eine Belohnung töten sollte, von der sie sich nicht einmal sicher war, ob sie sie wollte. Eine Ausbildung beim Gottkönig selbst, um zur Hexerin zu werden? Noch während er gesprochen hatte, hatte sie sich vorgestellt, dass seine Worte Netze seien, die sie immer fester und fester an ihn banden. Es war beinahe mit Händen zu greifen, ein Zauber, der sich wie ein Netz über sie legte und sie herausforderte, dagegen anzukämpfen. Ihr war übel. Gehorsam war die einzige Möglichkeit. Wie schlimm ein Erfolg auch wäre, Versagen war keine Möglichkeit. Sie hatte die Geschichten gehört.

»Vi!«, rief der Gottkönig. Auf halbem Weg zur Tür blieb sie stehen, und ein Schauer überlief sie, da dieser Gräuel ihren Namen benutzte. Aber der Gottkönig lächelte. Jetzt berührte sein Blick ihr nacktes Fleisch, wie der Blick eines Mannes es tun mochte. Etwas flog wie ein Schatten auf sie zu, und sie fing den Ballen Stoff instinktiv aus der Luft auf. »Nimm dein Kleid mit«, sagte er.

Kylar lachte. Es tat weh.

»Siehst du?«, sagte Uly.

»Hast du den Dolch bekommen?«

»Welchen Dolch?«

Kylar packte sie an der Vorderseite ihres Gewands.

»Oh, den, den ich nur mit einem Stemmeisen aus deiner Schulter bekommen konnte?«, fragte sie. Kein Wunder, dass seine Schulter schmerzte. Er hatte Uly noch nie gar so schnodderig und zungenfertig erlebt. Wenn er nicht aufpasste, würde sie in Tränen ausbrechen. Es war eine Sache, sich wie ein Esel zu fühlen. Eine ganze andere war es, sich wie ein hilfloser Esel zu fühlen.

»Wie lange war ich ... bewusstlos?«

»Einen Tag und eine Nacht.«

Er fluchte leise. Es war das zweite Mal, dass Uly ihn ermordet und mit verstümmeltem Leib gesehen hatte. Falls sie wirklich so felsenfest überzeugt war, dass Kylar zurückkommen würde, konnte er nur froh darüber sein. Er hatte ihr versprochen, dass er es tun würde, aber er hatte es selbst nicht gewusst. Er hatte nur gewusst, dass er einmal zurückgekommen war. Der Wolf, der seltsame, gelbäugige Mann, dem er an dem Ort zwischen Leben und Tod begegnet war, hatte keine Garantien gegeben. In der Tat, diesmal war Kylar ihm überhaupt nicht begegnet. Kylar hatte darauf gehofft, ihm einige Fragen stellen zu können, wie zum Beispiel, wie viele Leben er hatte. Was, wenn es nur zwei gewesen waren?

»Und Elene?«, fragte er.

»Sie ist gegangen, um den Wagen zu holen. Die Wachen, die Jarl bestochen hat, sind nur noch eine Stunde lang im Dienst.«

Elene war allein fortgegangen, um den Wagen zu holen? Kylar war so müde. Er konnte erkennen, dass Uly wieder den

zweifelt genug waren, um trotzdem zu kommen –, bis hin zu Frauen, die noch vor einem Monat auf der reichen Ostseite gelebt, aber ihre Häuser bei den Bränden verloren hatten und anschließend ins Labyrinth getrieben worden waren. Einige aus letzterer Gruppe weinten. Andere hatten einen vollkommen leeren Gesichtsausdruck und umklammerten Schals, die sie sich um die Schultern gelegt hatten. Und einige waren »Karnickel«, alteingesessene Bewohnerinnen des Labyrinths oder »Karnickelbaus«, die mit ihren Freunden lachten und scherzten.

Eine Anstellung bei Momma K war das Sicherste, was eine Hure bekommen konnte. Sie erzählten sich Geschichten darüber, wie die Herrin der Wonnen mit ihrer neuen khalidorischen Kundschaft verfuhr. Sie behaupteten, dass die Perversen, wenn sie einer Hure wehtaten, genug Silbermünzen zahlen müssten, um die blauen Flecken zu verdecken. Eine andere Frau behauptete, es müssten genug Kronen sein, um sie zu verdecken, aber niemand glaubte ihr.

Als Herzogin Terah Graesin – ihr Vater, der alte Herzog, war während des Staatsstreichs getötet worden – die Widerständler aus der Stadt geführt hatte, hatten ihre Anhänger all ihre Läden und Wohnhäuser in Brand gesteckt. Das Feuer hatte natürlich nicht innegehalten, nachdem es die Anwesen jener dem Erdboden gleichgemacht hatte, die fortgegangen waren. Tausende, die geblieben waren, waren obdachlos geworden. Im Labyrinth war es noch schlimmer, wo die Armen zusammengepfercht wie Vieh lebten. Hunderte und Aberhunderte waren ums Leben gekommen. Die Feuer hatten tagelang gebrannt.

Die Khalidori wollten, dass die Ostseite so schnell wie möglich wieder normal funktionierte. Die Obdachlosen wur-

den als Hindernis angesehen, daher zwangen die Soldaten sie ins Labyrinth. Die Edelleute und Handwerker, die ihren Besitz verloren hatten, waren verzweifelt, aber Verzweiflung änderte nichts. Ins Labyrinth getrieben zu werden, war ein Todesurteil.

Während des vergangenen Monats hatte der Gottkönig seinen Soldaten gestattet, im Labyrinth zu tun, was immer sie wünschten. Die Männer fielen in Rudeln über die Menschen her, um jedwede Gelüste zu befriedigen, die sie antrieben. Während sie jenes gottverdammte Gebet an Khali gesungen hatten, hatten sie vergewaltigt, getötet und die kargen Besitztümer der Karnickel gestohlen, nur um sie in den Fluss zu werfen und darüber zu lachen. Es schien, als könnte es nicht schlimmer werden, aber nach dem Mordversuch war es schlimmer geworden.

Die Khalidori waren in organisierten Gruppen durchs Labyrinth gestreift und hatten sich einen Block nach dem anderen vorgenommen. Sie zwangen Mütter zu entscheiden, welche ihrer Kinder weiterleben und welche durch das Schwert umkommen sollten. Frauen wurden vor ihren Familien vergewaltigt. Hexer spielten kranke Spiele, bei denen sie Körperteile wegsprengten. Wenn Menschen Widerstand leisteten, wurden sie zusammengetrieben und dutzendweise öffentlich hingerichtet.

Es gab Gerüchte über sichere Verstecke tiefer im Labyrinth, unter der Erde, aber nur Menschen, die gute Beziehungen zu den Sa'kagé hatten, konnten dort hineingelangen. Jeder hatte Orte, an denen er sich verstecken konnte, aber die Soldaten kamen jede Nacht und manchmal auch tagsüber. Es war nur eine Frage der Zeit, bevor sie einen schnappten. Schönheit war zu einem Fluch geworden. Viele der Frauen, die Geliebte oder

Ehemänner oder sogar Brüder mit ausgeprägtem Beschützerinstinkt hatten, hatten diese verloren. Widerstand bedeutete Tod.

Also kamen die Frauen in Momma Ks Bordelle, weil sie die einzig sicheren Orte im Labyrinth waren. Wenn man schon vergewaltigt wurde, so überlegten viele, konnte man genauso gut dafür bezahlt werden. Anscheinend machten die Bordelle immer noch gute Geschäfte. Einige Khalidori schätzten die Risiken eines Ausflugs ins Labyrinth nicht. Andere wollten einfach sicher sein, dass sie sauberes Bettzeug und schöne Frauen bekamen.

Doch schon jetzt hatten die Bordelle nicht mehr viele freie Stellen – und niemand wollte darüber spekulieren, warum sie überhaupt noch welche hatten.

Kaldrosa hatte so lange wie nur möglich gezögert. So hätte es nicht sein dürfen. Dieser Vürdmeister, Neph Dada, hatte sie eigens in Dienst genommen, weil sie eine ehemalige sethische Piratin war, die vor Jahren im Labyrinth gestrandet war – es war zehn Jahre her gewesen, dass sie auf den Planken eines Schiffes gestanden hatte –, und sie war nie Kapitän gewesen, obwohl sie das dem Vürdmeister gegenüber behauptet hatte. Aber sie war eine Sethi, und sie hatte versprochen, dass sie ein khalidorisches Schiff durch den Schmugglerarchipel den Plith hinauf zur Burg navigieren könne. Als Gegenleistung würde sie das Schiff behalten dürfen.

Es hatte nach einem guten Preis für eine schmutzige Arbeit geklungen. Kaldrosa Wyn verspürte Cenaria gegenüber keine Loyalität, aber die Notwendigkeit, für die Khalidori zu arbeiten, genügte, um jedem eine Gänsehaut über den Rücken zu jagen.

Vielleicht hätten sie sogar ihren Teil des Handels eingehalten und ihr diese Seekuh von einer Barkasse gegeben, die die Nägel nicht wert war, die sie zusammenhielten. Vielleicht hätte sie eine Mannschaft auf die Beine stellen können, die sich ihr anschloss – nur dass irgendein Bastard ihr Schiff während der Invasion versenkt hatte.

Sie hatte ans Ufer schwimmen können, was mehr war, als sie von den zweihundert bewaffneten Clansmännern sagen konnte, die sie übergesetzt hatte und die inzwischen Fischfutter waren. Vier Vergewaltigungen später und nachdem Tomman, ihr Ehemann, zweimal halbtot geschlagen worden war, stand sie nun hier.

»Name?«, fragte das Mädchen an der Tür, das eine Schreibfeder und Papier bereithielt. Sie musste etwa achtzehn sein, ein gutes Jahrzehnt jünger als Kaldrosa, und sie war umwerfend: perfektes Haar, perfekte Zähne, lange Beine, Wespentaille, volle Lippen und ein moschussüßer Geruch, der Kaldrosa bewusst machte, wie abscheulich sie selbst riechen musste. Sie war verzweifelt.

»Kaldrosa Wyn.«

»Beschäftigung oder besondere Talente?«

»Ich war Piratin.«

Das Mädchen merkte auf. »Sethi?«

Kaldrosa nickte, und das Mädchen schickte sie ins obere Stockwerk hinauf. Eine halbe Stunde später trat Kaldrosa Wyn in eins der kleinen Schlafzimmer.

Die Frau hier war ebenfalls jung und schön. Blond, zierlich, aber dennoch kurvenreich, mit großen Augen und bemerkenswerten Kleidern.

»Ich bin Daydra. Hast du schon jemals zwischen den Laken gearbeitet?«

»Ich nehme nicht an, dass du damit Segel meinst.«

Daydra kicherte, und selbst das war hübsch. »Eine echte Piratin, hm?«

Kaldrosa berührte ihre Clanringe, vier kleine Reifen in einem Halbmond, der ihren linken Wangenknochen umrahmte. »Vom Tetsu-Clan hinter der Hokkai-Insel.« Sie deutete auf die Kapitänskette, die sie trug – und die sie angelegt hatte, sobald sie den Auftrag für Khalidor angenommen hatte. Sie hatte sich für die feinste silberne Fischgrättekette entschieden, die sie sich leisten konnte. Sie hing zwischen ihrem linken Ohrläppchen und dem niedrigsten ihrer Clanringe. Es war die Kette eines Handelskapitäns, eines Handelskapitäns von bescheidener Geburt. Militärische Kapitäne und die kühneren Piratenkapitäne trugen Ketten, die sich hinter ihrem Kopf von einem Ohrläppchen zum anderen zogen, sodass die Gefahr geringer war, dass sie ihnen im Kampf abgerissen wurden. »Eine Piratenkapitänin«, sagte sie, »aber ich bin niemals gefangen genommen worden. Wenn man gefangen genommen wird, wird man entweder gehängt, oder sie reißen einem die Ringe heraus und schicken einen in die Verbannung. Die Meinungen gehen auseinander, welches der beiden Schicksale das schlimmere ist.«

»Warum hast du damit aufgehört?«

»Ich habe einige Stunden vor einem Sturm mit einem königlichen sethischen Piratenjäger gekämpft. Wir haben uns wacker geschlagen, aber der Sturm trieb uns auf die Felsen des Schmugglerarchipels. Seither habe ich getan, was immer sich mir bot.« Kaldrosa erwähnte nicht, dass zu dem »was immer« eine Ehe gehörte und die Arbeit für Khalidor.

»Zeig mir deine Brüste.«

Kaldrosa öffnete ihr Mieder und streifte das Oberteil ab.

»Ich will verdammt sein«, sagte Daydra. »Sehr schön. Ich denke, du wirst deine Sache gut machen.«

»Aber ihr seid alle so schön«, erwiderte Kaldrosa. So dumm es war zu protestieren, sie konnte nicht glauben, dass ihr Glück sich wendete.

Daydra lächelte. »Schöne Frauen haben wir genug. Jedes einzelne von Momma Ks Mädchen muss hübsch sein, und du bist hübsch. Was du hast, ist exotisch. Schau dich nur an. Clarringe. Olivfarbene Haut. Selbst deine Brüste sind gebräunt!«

Kaldrosa war plötzlich dankbar dafür, dass sie auf ihrem Schiff so halsstarrig gewesen und barbusig herumgelaufen war, damit die khalidorischen Soldaten sie anstarrten. Sie hatte sich einen furchtbaren Sonnenbrand zugezogen, aber ihre Haut hatte sich verdunkelt, und die Farbe war noch nicht verblasst.

»Ich weiß nicht, wie du es geschafft hast, dir eine Sonnenbräune zuzulegen«, sagte Daydra, »aber du wirst sie dir erhalten müssen, und du musst reden wie eine Piratin. Wenn du für Momma K arbeiten willst, wirst du das sethische Piratenmädchen sein. Hast du einen Ehemann oder einen Geliebten?«

Kaldrosa zögerte. »Einen Ehemann«, gab sie zu. »Bei den letzten Prügeln wäre er beinahe gestorben.«

»Wenn du dies tust, wirst du ihn niemals zurückbekommen. Ein Mann kann einer Frau verzeihen, die die Hurerei um seinetwillen aufgibt, aber er verzeiht niemals einer Frau, die für ihn zur Hure wird.«

»Das ist es mir wert«, erwiderte Kaldrosa. »Wenn ich damit sein Leben rette, ist es mir das wert.«

»Eins noch. Denn früher oder später wirst du danach fragen. Wir wissen nicht, warum die Bleichen es tun. In jedem Land gibt es Perverse, die Huren gern Schmerz zufügen, aber

dies ist etwas anderes. Einige gehen zunächst ihrer Lust nach und tun dir erst anschließend weh, als sei es ihnen peinlich. Einige werden dir überhaupt nicht wehtun, aber sie werden anschließend damit prahlen, sie hätten es getan, und Momma Ks Honorare bezahlen, ohne sich zu beklagen. Aber sie werden immer die gleichen Worte sagen. Du hast sie gehört?»

Kaldrosa nickte. »*Khali vas* blablabla?»

»Es ist Altkhalidorisch, ein Zauber oder ein Gebet oder so etwas. Denk nicht darüber nach. Finde keine Entschuldigungen für sie. Sie sind Tiere. Wir werden dich, so gut wir können, beschützen, und die Bezahlung ist ordentlich, aber du wirst sie jeden Tag ertragen müssen. Kannst du das tun?»

Kaldrosas Kehle war wie zugeschnürt, daher nickte sie nur abermals.

»Dann geh zu Meister Piccun und sag ihm, dass du drei Piratinnenkostüme willst. Und sieh zu, dass er zuerst all deine Maße nimmt, bevor er dich vogelt.«

Kaldrosas Augenbrauen zuckten in die Höhe.

»Es sei denn, du hast ein Problem damit.«

»Du glaubst doch nicht, dass wir Probleme haben werden, oder?«, fragte Elene. Sie lagen im Wagen und verbrachten nach drei Wochen auf der Straße eine letzte Nacht unter den Sternen. Morgen würden sie Caernarvon erreichen und damit ihr neues Leben beginnen.

»Ich habe all meine Probleme in Cenaria gelassen. Nun, bis auf die beiden, die ich mitgeschleppt habe«, antwortete Kylar.

»Hel«, sagte Uly. Sie zeichnete sich zwar durch die gleiche beängstigende Klugheit aus wie ihre leibliche Mutter, Momma K, ließ sich mit ihren erst elf Jahren aber wesentlich leichter herausfordern.

»Mitgeschleppt?«, wiederholte Elene und stützte sich auf einen Ellbogen. »Wenn ich mich recht erinnere, ist dies mein Wagen.« Das stimmte. Jarl hatte ihnen den Wagen gegeben, und Momma K hatte ihn mit Kräutern beladen, die Kylar benutzen konnte, um einen kleinen Heilmittelladen aufzumachen. Vielleicht mit Rücksicht auf Elenes Empfindlichkeit waren die meisten davon sogar legal. »Wenn jemand mitgeschleppt worden ist, dann warst das du.«

»Ich?«, fragte Kylar.

»Du hast ein solch jämmerliches Schauspiel geboten, dass es mir peinlich für dich war. Ich habe es nur getan, um deinem Gebettel ein Ende machen.«

»Nun, und da dachte ich, du seist eine hilflose . . .«, begann Kylar.

»Und jetzt weißt du es besser«, erklärte Elene selbstzufrieden, während sie sich wieder in ihre Decken hüllte.

»In der Tat! Du hast so viele Verteidigungsmöglichkeiten, dass ein Mann sich glücklich schätzen könnte, einmal in tausend Jahren bei dir Glück zu haben«, sagte Kylar mit einem Seufzen.

Elene sog scharf die Luft ein und richtete sich auf. »Kylar Thaddeus Stern!«

Kylar kicherte. »Thaddeus? Der ist gut. Ich kannte mal einen Thaddeus.«

»Ich auch. Er war ein blinder Idiot.«

»Wirklich?«, fragte Kylar, und seine Augen tanzten. »Der, den ich kannte, war berühmt für seinen gigantischen . . .«

»Kylar!«, unterbrach ihn Elene und deutete auf Uly.

»Seinen gigantischen was?«, fragte Uly.

»Jetzt hast du's geschafft«, erklärte Elene. »Seinen gigantischen was, Kylar?«

»Seine gigantischen Füße. Und du weißt ja, was man über große Füße sagt.« Er zwinkerte Elene lüstern zu.

»Was?«, fragte Uly.

»Große Schuhe«, antwortete Kylar. Er ließ sich in seine eigenen Decken nieder, geradeso selbstgefällig, wie Elene es Sekunden zuvor gewesen war.

»Ich verstehe es nicht«, sagte Uly. »Was bedeutet das, Elene?«

Kylar kicherte boshaft.

»Ich werde es dir erklären, wenn du älter bist«, sagte Elene.

»Ich will es nicht wissen, wenn ich älter bin. Ich will es jetzt wissen«, verlangte Uly.

Elene gab ihr keine Antwort. Stattdessen boxte sie Kylar gegen den Arm. Er ächzte.

»Werdet ihr jetzt miteinander ringen?«, wollte Uly wissen. Sie krabbelte aus ihren Decken und setzte sich zwischen sie. »Denn am Ende fangt ihr immer an, euch zu küssen. Es ist widerlich.« Sie verzog das Gesicht und machte schmatzende Kussgeräusche.

»Unser kleines Verhütungsmittel«, bemerkte Kylar. So sehr er Uly liebte, Kylar war davon überzeugt, dass sie der einzige Grund war, warum er nach drei wunderbaren Wochen unterwegs mit der Frau seines Herzens immer noch Jungfrau war.

»Machst du das noch mal?«, fragte Elene Uly lachend und lenkte so klug von der Was-ist-ein-Verhütungsmittel-Frage ab.

Uly schnitt eine Grimasse und machte erneut Kussgeräusche, und schon bald brachen die drei in Gelächter aus, das einen heftigen Kitzelkampf nach sich zog.

Anschließend lauschte Kylar, der vor lauter Lachen Seitenstechen hatte, dem Atem der beiden Mädchen. Elene hatte

